

# **"Innigstgeliebter Jacob" – "Liebes Mütterlein"**

Die Verflechtung von Heimat, Familie und Geschäft anhand eines Briefwechsels innerhalb der Familie Gsell-Schobinger (St.Gallen / Rio de Janeiro) aus den Jahren 1836–1850

Lizentiatsarbeit im Fach "Allgemeine Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit",  
eingereicht an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel  
im Juni 1995

Referentin: Prof. Dr. Regina Wecker  
Korreferentin: Prof. Dr. Claudia Opitz

Kathrin Ueltschi  
Adlerstr. 12  
4052 Basel  
Tel. 061/ 311 18 71

## **"Innigstgeliebter Jacob" – "Liebes Mütterlein"**



Die Verflechtung von Heimat, Familie und Geschäft anhand eines Briefwechsels innerhalb der Familie Gsell-Schobinger (St.Gallen / Rio de Janeiro) aus den Jahren 1836–1850

**Kathrin Ueltschi**

## **Inhaltsverzeichnis**

### **I Vorwort**

1.1. Die Gruppenarbeit	S. 1
1.2. Quellenfund	S. 2
2. Einleitung	S. 3
2.1. Vorgehensweise	S. 4
3. Methodische Überlegungen	S. 5
3.1. Briefe als Quellen	S. 5
3.2. Biographieforschung	S. 7
3.3. Das Verflechtungskonzept	S. 9
4. Das Interesse und die daraus folgende Fragestellung	S. 10

### **II Hauptteil**

1. Der Anfang der Geschichte	S. 12
1.1. Die Quelle	S. 12
2. Die Ankunft in Rio	S. 14
3. Der Begriff "Heimat"	S. 15
3.1. Die Natur	S. 16
3.2. Vertrautheit und Fremde	S. 17
3.2.1. Das Heimweh	S. 19
3.3. Der 'Klatsch'	S. 23
4. Die Familie	S. 24
4.1. Das Aufrechterhalten von Familienbeziehungen	S. 25
4.2. Der innerste Kreis der Familie	S. 26
4.3. Der innere Kreis der Familie	S. 30
4.4. Der äussere Kreis der Familie	S. 34
4.4.1. Caroline Schobinger	S. 34
4.4.1.1. Ein Einblick in Carolines Lebenssituation	S. 37
4.4.2. Onkel Carl Schobinger	S. 39
4.4.2.1. Die Handelskrise im Jahr 1837	S. 42
5. Die brasilianische Gesellschaft	S. 43
6. Die Zeit zwischen 1838 –1846	S. 48

7. Die Bedeutung von Beziehungsnetzen in der Heimat – Wohin die "Sehnsucht" führen kann	S. 50
8. Drei ausgewählte Strategien, um den ausgewanderten Sohn zurückzugewinnen	S. 56
8.1. Das Aufhetzen gegen Friederich Billwiller	S. 56
8.2. Das Anpreisen einer "Perle"	S. 58
8.3. Das Leiden von Susanne Gsell-Schobinger	S. 59
9. Die Suche eines Geschäftspartners	S. 62
9.1 Erläuterungen zur Einteilung von "privat" und "öffentlich"	S. 62
9.2. Die Suche	S. 64
10. Die Unruhen in Europa in den Jahren 1847 / 1848	S. 66
10.1. Der Sonderbundskrieg	S. 66
10.1.1. Die ökonomische Situation der Familie Gsell-Schobinger	S. 69
10.2. Die Pariserrevolutionen im Jahre 1848	S. 71
11. Die Verflechtung von Geschäft und Familie	S. 72
11.1. Susanne Gsell-Schobinger als Gegenspielerin von Friederich Billwiller	S. 72
11.2. Der Konflikt und dessen Lösung	S. 75
11.3. Eine "vernünftige" Wahl	S. 81
12. Das Ende der Geschichte	S. 86

### **III Schlussbemerkungen**

1. Fazit	S. 88
2. Schlusswort	S. 90

### **IV Anhang**

- Bibliographie
- Stammbaum
- Originalkopien diverser Briefe



# I Vorwort

## 1.1. Die Gruppenarbeit

Schon ein Jahr bevor ich mit meiner Lizentiatsarbeit begonnen habe, war mir klar, dass ich diese Zeit nicht 'alleine' durchstehen wollte.<sup>1</sup> Das hätte auch völlig meinem bisherigen Studium widersprochen. Von Anfang an arbeitete ich in Gruppen, sei es in den Seminaren, beim Ausstellungsprojekt "100 Jahre Frauen an der Uni Basel" oder im Projekt Frauenstadtrundgang Basel. Bei all diesen Aktivitäten lernte ich die Frauen kennen, mit denen ich dieses Lizentiatsprojekt durchführte.<sup>2</sup> Wir – Barbara Rettenmund, Jeannette Voirol, Barbara Alder und Kathrin Ueltschi – arbeiteten während unseres Studiums mit einem geschlechtergeschichtlichen Ansatz. Dies sollte auch in unsere Lizentiatsarbeiten einfließen. Wir einigten uns auf den Zeitraum zwischen 1798 und 1848. Die Eckpfeiler dieser Zeit bildeten die Entstehung der Helvetischen Republik im Jahr 1798 und die Gründung des Schweizer Bundesstaates im Jahr 1848. Diese Daten zeigen, dass wir uns in irgend einer Art auf die Schweiz beziehen wollten. Mit diesem kleinen gemeinsamen Nenner gingen wir auf Themensuche.

Mit der Zeit kristallisierte sich immer deutlicher eine gemeinsame Basis heraus, die unter dem Titel "Selbstzeugnisse von Frauen im 19. Jahrhundert" zusammengefasst werden kann. Wir besprachen methodische Texte, stellten uns gegenseitig unsere Konzepte vor oder genossen es, bei einem gemütlichen Abendessen über 'Gott und die Welt' zu diskutieren. Zusätzlich war die Zusammenarbeit mit Regina Wecker und Martin Schaffner sehr bereichernd. Da sich unsere Themen an vielen Punkten kreuzten waren die Sitzungen der

- 
- 1 Im weiteren werden alle Wörter mit einem Anführungs- und Schlusszeichen angegeben ('...'), die aus meinem Sprachgebrauch stammen und nicht genauer erläutert werden. Ausdrücke und Zitate, die aus der Quelle oder der Sekundärliteratur stammen, werden mit normalen Anführungs- und Schlusszeichen gekennzeichnet ("...").
  - 2 Barbara Rettenmund, "O lasst mich, wenn ich gestorben bin, vergessen sein auf Erden!": Die Lebenswelt der Meta Heusser-Schweizer (1797–1876). Untersuchung anhand ihrer Hauschronik, Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Basel, Basel 1995. Im weiteren zitiert als Barbara Rettenmund.  
Barbara Alder, Religion als Orientierungsmöglichkeit: Untersuchung an zwei Selbstzeugnissen pietistischer Frauen aus der Zeit zwischen 1780–1850, Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Basel, Basel 1995.  
Jeannette Voirol, "Ich gebe mich hier ganz, wie ich bin ...": Inszenierungen einer Touristin im Reisebericht der Emma Siegmund 1837, Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Basel, Basel 1995.

Lizentiatsgruppe jeweils sehr anregend, und wir konnten viel voneinander profitieren.

Der Höhepunkt unserer Gruppenarbeit war eine intensive Arbeitsphase im Tessin. Bei wunderbarer Aussicht und phantastischem Frühlingswetter konnten wir uns inspirieren lassen.

Dieses halbe Jahr war eine belastende und anstrengende Zeit, die wir gemeinsam durchgestanden haben. Wir haben uns, so weit es ging, gegenseitig unterstützt, aber auch gemeinsam amüsiert.

Ich möchte als nächstes kurz darstellen, wie ich auf meine Quelle gestossen bin.

## 1.2. Quellenfund

Zufällig stiess ich beim Bibliographieren zum Thema Auswanderung auf den Titel "Briefe aus Rio, Briefe nach Rio". Mit Interesse bestellte ich dieses Buch. Was ich dann erhielt, übertraf all meine Erwartungen. Ich bekam vier gebundene Bücher, in denen auf über 500 Seiten edierte Briefe vorlagen. Diese Briefe stammen aus der Zeit von 1836–1850 und wurden innerhalb der Familie Gsell-Schobinger geschrieben. Die meisten Briefe stammen von Susanne Gsell-Schobinger aus St.Gallen und ihrem Sohn Jacob Laurenz Gsell aus Rio. Die Transkriptionsarbeit wurde von Renate Altwegg-Im Hof, mit Hilfe einer Mitarbeiterin, geleistet. Renate Altwegg-Im Hof und Daniela Schlettwein-Gsell, beide Urenkelinnen von Jacob Laurenz Gsell, haben die Briefe in einer privaten Edition herausgegeben.<sup>3</sup> Alle Originalbriefe sind im Moment bei Renate Altwegg-Im Hof.<sup>4</sup> Diese Briefe sind von der Mitte des letzten Jahrhunderts bis heute in der Frauenlinie weitergegeben und sorgfältig aufbewahrt worden. An dieser Stelle möchte ich Renate Altwegg-Im Hof und Daniela Schlettwein-Gsell herzlich für ihr Entgegenkommen danken. Frau Schlettwein-Gsell stellte mir nicht nur die ganze Edition zur Verfügung, sondern erlaubte mir auch, den noch unveröffentlichten fünften Band zu bearbeiten.<sup>5</sup> Zudem konnte ich die

- 
- 3 Diese Edition wurde in 70 Exemplaren für die Nachkommen der Familie Gsell-Schobinger vervielfältigt. Öffentlich zugänglich sind sie in der Landesbibliothek Bern, Zentralbibliothek Zürich, Vadiana St.Gallen, Universitätsbibliothek Basel und im Museum Prestegg in Altstätten.
  - 4 Über den endgültigen Aufbewahrungsort der Briefe wird zur Zeit innerhalb der Familie diskutiert.
  - 5 Nach Abschluss der ersten vier Bände tauchten unverhofft einige der vermissten 'Mutterbriefe' der Jahre 1845–1849 auf, und Daniela Schlettwein-Gsell und Renate Altwegg-Im Hof entschlossen sich, diese Briefe nachträglich in einem fünften Band zu veröffentlichen.

Briefe im Original bei Frau Altwegg-Im Hof einsehen und erhielt noch zusätzliche Informationen über die Familie Gsell-Schobinger. Die fünf Bände enthalten nicht nur Briefe, sondern sie wurden mit Bildern einiger Familienmitglieder sowie mit Bildern von Rio versehen.

## 2. Einleitung

Als Quelle dient mir ein Briefwechsel unter Familienmitgliedern. Anfänglich hatte ich den Eindruck, dass nur Mutter und Sohn einander schreiben. Nach genauerer Betrachtung dieses umfänglichen Materials stellte ich allerdings fest, dass zwar die meisten Briefe von Susanne Gsell-Schobinger und ihrem Sohn Jacob Laurenz Gsell stammen, dass aber auch einige Briefe von anderen Familienmitgliedern geschrieben wurden. In all diesen Briefen kristallisiert sich einerseits ein Bild der Familie Gsell-Schobinger und ihrer Verwandtschaft in St.Gallen heraus. Andererseits zeigt sich das 'Gegenstück' Rio, womit Jacob Laurenz Gsell, sein Freundeskreis und sein geschäftliches Unterfangen gemeint sind. Der Briefkontakt beginnt mit der Auswanderung von Jacob Laurenz Gsell im Jahr 1836. Durch den intensiven, über 15 Jahre dauernden Briefkontakt, lässt sich einiges über die diversen Beziehungen der Briefschreibenden untereinander feststellen. Doch nicht nur über das Verhältnis dieser Personen lässt sich einiges aussagen, sondern auch über die Beziehungen zu anderen, die selbst zwar keine Briefe verfasst haben, über die aber mehr oder weniger ausführlich geschrieben wird. Zusätzlich interessieren mich auch die sich aus den Beschreibungen ergebenden Bilder von der Schweiz und von Brasilien.

Aus dem Material ergab sich eine Geschichte, die immer mehr verwoben und verflochten wurde. Dies hat mich auf die Idee gebracht, in meiner Lizentiatsarbeit eine Geschichte zu schreiben, 'meine' Geschichte rund um Susanne Gsell-Schobinger und ihren Sohn Jacob Laurenz Gsell.<sup>6</sup> Diese Idee konnte ich nur ansatzweise umsetzen, denn es ist eine Kunst, die theoretischen und methodischen Ansätze sowie die Informationen der Sekundärliteratur in eine Geschichte miteinzuwoben. Ich musste einsehen, dass ich diesem Anspruch nicht gerecht werden konnte und habe mich für eine 'gemischte' Form

---

Ein weiterer Band, der die Briefe von Theodor Gsell, dem Bruder von Jacob Laurenz Gsell, enthält, ist im Moment in der Entstehungsphase. Von diesen Briefen habe ich nur einen Teil angeschaut, um den Rahmen meiner Arbeit nicht zu sprengen. Doch bin ich der Überzeugung, dass auch diese Briefe sehr spannendes Material liefern würden.

<sup>6</sup> Die Idee, eine Geschichte zu erzählen, kam mir beim Lesen von Natalie Zemon Davis' Buch "Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre", Frankfurt 1989.

entschieden. Einerseits wird eine Geschichte erzählt, andererseits werden analytische Themenblöcke dazwischen geschoben.

## 2.1. Vorgehensweise

In einem ersten Schritt habe ich alle Briefe durchgelesen, ohne mir irgendwelche Notizen zu machen. Dabei tauchten erste Ideen auf, und die verschiedenen Personen bekamen ein Profil. Beim zweiten Durchlesen nahm ich diverse Farben zur Hand und strich systematisch alles mit derselben Farbe an, was einem bestimmten Themenblock zuzuordnen war. Dabei ergaben sich verschiedene Schwerpunkthemen, wie Heimat, Familie, Knüpfen und Aufrechterhalten von Beziehungen, Politik, Verbindung von Geschäft und Familie usw... Damit wurde der Text einer 'Entflechtung' unterzogen, und ich konnte mir so einen Überblick verschaffen, ohne den ich in der Masse und Dichte des Materials 'ertrunken' wäre. All diese Themenblöcke sind nicht in sich abgeschlossen, sondern verweisen auf andere oder erhalten nur einen Sinn, wenn sie in Bezug auf weitere Themen betrachtet werden. Deshalb mussten diese Bezüge wieder neu hergestellt werden. Ich verknüpfte die Themen nach meinen Kriterien und konstruierte somit eine 'neue' Geschichte. Diese hat es so nicht gegeben, sie hätte höchstens so stattfinden können. Die meisten Informationen beruhen auf dem Quellenmaterial. Dies möchte ich hier betonen, damit im Verlauf dieser Arbeit nicht bei jeder Aussage ein Vermerk angebracht werden muss. Wenn ich Material aus anderen Quellen oder aus der Sekundärliteratur verwende, wird dies genau vermerkt.

Immer wieder legte ich die Quelle weg und vertiefte mich in die Sekundärliteratur, welche neue Anregungen gab. Auch die Diskussionen innerhalb unserer Lizentiatsgruppe eröffneten neue Perspektiven und klärten aufkommende Probleme. Somit verschaffte ich mir die nötige Distanz zur Quelle.

Zuerst wollte ich mich gänzlich auf zwei ausgewählte Zeiträume beschränken: auf die Anfangsjahre 1836–1838 und auf die Zeit zwischen 1846–1849.

Während der Auseinandersetzung mit dem Text erschien es mir aber nicht möglich, all die Informationen, die im restlichen Material vorhanden sind, einfach wegzulassen. Deshalb habe ich das gesamte Material miteinbezogen, aber die erwähnten Jahre als Schwerpunkt genommen. Da in dieser Arbeit verschiedenste Personen eine Rolle spielen, wird ein Familienstammbaum im

Anhang plaziert. Zudem werde ich die Namen der Personen so verwenden, wie sie auch in der Quelle gebraucht werden. Es ergibt sich daraus, dass die einen mit Vor- oder Nachnamen, die anderen mit Vor- und Nachnamen bezeichnet werden.

Ich möchte hier noch einen kleinen Exkurs machen zu einem Gedanken, der mich während der ganzen Zeit meiner Arbeit beschäftigt hat. Aus den Briefen entwickelte sich eine Geschichte, deren Anfang die Auswanderung von Jacob war. Dies ist eine Geschichte von Menschen, die über 15 Jahre hinweg einen Teil ihres Lebens aufgeschrieben haben, worin sich die verschiedenen Beziehungen zwischen Menschen spiegeln. Es setzte sich der Gedanke fest, dass sich aus diesem Material ein Film machen liesse. Ein Film, der wie eine Serie aufgebaut wäre: Einzelne Geschichten, die abgeschlossen werden und eine Rahmengeschichte, die sich weiterzieht. Einzelne Personen tauchen auf und verschwinden wieder, andere kommen sporadisch vor, einmal im Zentrum der Geschehnisse, ein andermal nur als Nebenfiguren. Dann gibt es natürlich die ProtagonistInnen, die während der ganzen Serie vorkommen, den Rahmen der ganzen Geschichte bilden. Sie erzählen, schreiben, inszenieren und setzen ihre Interessen durch, sie intrigieren, leiden und finden sich zum Happy-End. Doch dies wäre ein anderes Projekt, eine andere Geschichte.

### **3. Methodische Überlegungen**

Als erstes werde ich ein paar Überlegungen zur Quellengattung des Briefes machen. Weiter möchte ich erläutern, welche methodischen Ansätze mir als tauglich erscheinen und in meiner Arbeit umgesetzt werden sollen. Als letztes werde ich dann das Verflechtungskonzept näher beschreiben.

#### **3.1. Briefe als Quellen**

Briefe werden dem Bereich der Selbstzeugnisse zugeordnet. Diese können ganz unterschiedliche Funktionen haben, die gesellschaftlich geprägt sind.<sup>7</sup> Die

---

7 Das ist besonders deutlich bei der Briefkultur des 18. Jahrhunderts zu sehen, in der Briefe auch zur Veröffentlichung gedacht waren. Da ich die Briefe der Familie Gsell-Schobinger nicht in diese Tradition einordne, werde ich im weiteren nicht darauf eingehen.

Briefe der Familie Gsell-Schobinger sind persönliche Briefe, die sich beispielsweise von Geschäftsbriefen unterscheiden. Sie sind entweder für eine bestimmte Person oder auch für einen Familienverband gedacht, nicht aber für eine Öffentlichkeit. Obwohl gewisse Mitteilungen durchaus für ein breiteres Publikum bestimmt sein können, ist das Lesen derselben nicht öffentlich. Die Briefe sind in einer Zeit, in der es weder Telefon noch Fax gibt, das einzige Kommunikationsmittel, mit dem Distanzen überwunden werden können. Briefe sind eine Art schriftliches Gespräch. Auch von den Schreibenden wird erwähnt, dass sie sich mit dem Adressaten oder der Adressatin "unterhalten" wollen.<sup>8</sup> Ein grosser Unterschied zum Gespräch bildet die Zeitdimension. Ein Brief von St.Gallen nach Rio war ungefähr zwei bis drei Monate unterwegs. Somit erhielten die AdressatInnen alle Informationen zwei Monate später. Und eine Antwort dauerte nochmals mindestens zwei Monate. Insgesamt vergingen vier bis fünf Monate vom Absenden eines Briefes bis zum Empfang einer Antwort. Diese lange Dauer eines Informationsaustausches ist heute nicht mehr vorstellbar. Die Konsequenzen, die eine so lange Dauer der Briefsendungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben konnte, soll in dieser Arbeit noch verdeutlicht werden.

"Briefe zählen zu den unmittelbarsten Texten des Lebens", schreibt Reinhard Nickisch. Briefe seien "unschätzbare Quellen und Zeugnisse der Persönlichkeits-, Rechts-, Kultur- und Kommunikationsgeschichte".<sup>9</sup> Eine historische Untersuchung anhand von Briefen befasst sich zuallererst mit dem Text und erst über diesen mit den briefschreibenden Menschen. Aus dem Brieftext kann sehr viel herausgelesen werden, das den Kulturkreis widerspiegelt, in dem die Menschen leben. Es können Handlungsstrategien, normative Verhaltensmuster, sowie davon abweichendes Verhalten oder Alltäglichkeiten herausgearbeitet werden. Bei der Untersuchung von Briefen muss gefragt werden, wer an wen schreibt und weshalb und welche Interessen und Strategien dahinterstehen. Es geht nicht darum herauszufinden, ob etwas wahr ist oder nicht, sondern um die Art und Weise, wie etwas gesagt wird.

Welche Methoden sind nun geeignet, um Biographieforschung zu betreiben, und wo liegen die grundsätzlichen Probleme dieser Forschungsrichtung?

---

8 Band I, S. 71, 25. Sept. 1837 / S. 74, 20. Okt. 1837. Es wird jeweils die Nummer des entsprechenden Bandes angegeben, da die Briefe nicht alle nach Datum geordnet sind.

9 Reinhard M.G. Nickisch, Brief, Stuttgart 1991, S. 212.

### 3.2. Biographieforschung

Ein Problem, das in der Biographieforschung auftritt, ist die Gefahr, aus biographischen Quellen eine reine Nacherzählung einer Lebensgeschichte zu schreiben. Gabriele Rosenthal nennt dies "die Verliebtheit der BiographieforscherInnen in ihre erhobenen Lebensgeschichten".<sup>10</sup> Ein Mensch kann nicht als autonomes Individuum gesehen werden, das nichts mit der 'grossen Welt' zu tun hat. Die Menschen sind von ihrer Umgebung geprägt, so wie sie auch ihren Teil dazu leisten, ihr Umfeld mitzuprägen. "Das Leben von Menschen spielt sich in einer historisch-sozialen Wirklichkeit ab, es ist einerseits in geschichtliche Strukturen und Prozesse eingebunden, und andererseits konstituiert das Leben von Menschen die soziale Wirklichkeit."<sup>11</sup> Die Menschen sind von ihrem sozialen Umfeld geprägt, ihr Verhalten und ihre Lebenssituation davon beeinflusst. Das heisst aber nicht, dass die einzelnen Menschen nicht grosse Spielräume haben, ihr Verhalten zu ändern oder aus den vorgegebenen Normen auszubrechen.

Über den Text gelangt man zum Individuum, das dann den Ausgangspunkt der historischen Untersuchung bildet. Somit steht es zu Beginn im Zentrum des Interesses und wird nachher in einer konsequenten Analyse seiner Bezüge zur Umwelt untersucht. Dies sind "seine Prägung durch und Wirkung auf Familie, Verwandtschaft, peer group, Klasse", und, was Gestrich ignoriert, seine Prägung auf Grund des Geschlechts (gender).<sup>12</sup> Die Folge ist, dass das Individuum nicht unabhängig von der Gesellschaft, in der es lebt, untersucht werden kann. Es besteht eine Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft. Dies verweist auch auf das dualistische Verhältnis von "objektivem Ereignis" und "subektivem Erlebnis". Die Kunst würde darin bestehen, wie Rosenthal schreibt, von diesem dualistischen Gedanken wegzukommen und in Richtung einer "dialektischen Konzeption" zu gelangen.<sup>13</sup>

"Bleiben wir nicht einer dualistischen Vorstellung von Privatem und Öffentlichem, Individuellem und Allgemeinem verhaftet, so können wir

- 
- 10 Gabriele Rosenthal, Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität. Methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Hg. Berliner Geschichtswerkstatt, Red. Heike Diekwisch et al., Münster 1994, S. 126. Im weiteren zitiert als Rosenthal.
- 11 Rosenthal, S. 128.
- 12 Andreas Gestrich, Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung, in: Biographie - sozialgeschichtlich, Hg. Andreas Gestrich, Göttingen 1988, S. 7. Im weiteren zitiert als Gestrich.
- 13 Rosenthal, S. 127.

davon ausgehen, dass die erzählte oder niedergeschriebene Lebensgeschichte – ebensowenig wie die erlebte Lebensgeschichte – keine Geschichten enthält, die nicht auf die 'grosse' Geschichte, die von wechselseitig aufeinander bezogenen Handelnden in diversen Handlungssystemen produziert und reflektiert wird, verweisen."<sup>14</sup>

Die 'grosse Geschichte', Makro-Geschichte, ergibt sich aus dem Leben, Handeln, Denken usw. der einzelnen Menschen. Und die Geschichte einzelner Menschen, Mikro-Geschichte, spielt sich in einer sozial-historischen Wirklichkeit ab. Darauf verweisen auch Carlo Ginzburg und Carlo Poni, wenn sie bemerken, dass man "die komplexen Relationen" nicht aus den Augen verlieren darf, "die ein Individuum an eine gegebene Gesellschaft binden".<sup>15</sup> Um die Beziehung von Gesellschaft und Individuum herausarbeiten zu können, muss man sich einen Einblick in die "Kultur" verschaffen.

"Kultur, so Geertz, ist ein geschichtlich übermittelter Komplex von Bedeutungen und Vorstellungen, die in symbolischer Form zutage treten und es den Menschen ermöglichen, ihr Wissen über das Leben und ihre Einstellung zur Welt einander mitzuteilen, zu erhalten und weiterzuentwickeln. Kultur ist ein System gemeinsamer Symbole, mit deren Hilfe der einzelne seinen Erfahrungen Form und Bedeutung geben kann."<sup>16</sup>

Diese Symbole gilt es herauszuarbeiten. Sprache und Gesten vermitteln eine symbolische Ausdrucksweise, deren Bedeutung wir nur verstehen können, wenn wir einen gemeinsamen Erfahrungs- und Sinnhorizont haben. "Erst durch die Interpretation des oder der Angesprochenen wird ein Strauss roter Rosen zu einem Liebesantrag oder das mechanische Augenzwinkern zu einer ironischen Geste."<sup>17</sup> Clifford Geertz entwickelte für diese Vorgehensweise den Begriff der "Dichten Beschreibung". Dichte Beschreibung heisst,

"die komplexen, oft übereinandergelagerten und ineinander verwobenen Vorstellungsstrukturen herauszuarbeiten und dadurch einen Zugang zur Gedankenwelt der untersuchten Subjekte zu erschliessen, 'so dass wir –

---

14 Rosenthal, S. 128.

15 Carlo Ginzburg, Carlo Poni, Was ist Mikrogeschichte?, in: Geschichtswerkstatt No. 6, Mai 1985, S. 48-52, S. 49.

16 Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann im Vorwort zu: Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1987, S. 2. Im weiteren zitiert als Luchesi/Bindemann.

17 Gestrich, S. 10f.



in einem weiteren Sinn des Wortes – ein Gespräch mit ihnen führen können".<sup>18</sup>

Dieser methodische Ansatz wird Leitmotiv meiner Vorgehensweise sein. Ich habe die Texte systematisch auseinandergenommen, habe alle Passagen, die sich aufeinander beziehen, nebeneinander gesetzt und darin nach Ungereimtheiten, Brüchen, Kontinuitäten, Ähnlichkeiten und Widersprüchen gesucht. Dabei versuchte ich, den Text zu verstehen und mit neuen Erkenntnissen oder Vermutungen eine 'neue' Geschichte zu schreiben.<sup>19</sup> Dies ist die direkte Arbeit mit den Quellen. Der zweite Teil ist die Aufarbeitung der Sekundärliteratur, womit ich mir einen Einblick in die Zeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland und der Schweiz, in St.Gallen und in Rio verschaffte. Auch dieses Wissen trägt zum Verstehen der Texte bei.

Ich möchte nun das Verflechtungskonzept vorstellen, das ich für meine Arbeit konzipiert habe.

### 3.3. Das Verflechtungskonzept

Ich werde die Quellen mit dem Raster eines sogenannten Verflechtungskonzeptes untersuchen. Dieser Raster wird über alle Themen gestülpt, um die Briefe auf die Verflechtung hin analysieren zu können. Doch zuerst zur Begriffsklärung.

Im Verlauf der Arbeit kristallisierte sich ein Bild heraus, das ich ein Geflecht nenne. Das Grundelement dieses Geflechtes bildet die "Familie".<sup>20</sup> Die Familienmitglieder entwickeln untereinander ein Kommunikationssystem, welches von St.Gallen nach Rio und von Rio wieder nach St.Gallen führt. Dieses System wird vor allem von Susanne Gsell-Schobinger in St.Gallen und ihrem Sohn Jacob Laurenz Gsell in Rio de Janeiro aufrechterhalten. Susanne Gsell-Schobinger bildet den Knotenpunkt, sie stellt Beziehungen her, hält diese aufrecht und vermittelt Heimatgefühle in die Fremde. Diese Verflechtung von Familie und Heimat und die Beziehungspflege innerhalb der Familie sind die beiden ersten Schwerpunkte meines Hauptteils.

---

18 Luchesi/Bindermann, S. 2.

19 Diese 'neue' Geschichte unterscheide ich von der Geschichte, die sich nach einem ersten Blick in die Briefe ergeben hat.

20 Den Begriff "Familie" werde ich zu einem späteren Zeitpunkt, Kapitel 4, definieren und werde ihn im weiteren ohne Anführungs- und Schlusszeichen verwenden.

In diesem ersten Hauptteil, Kapitel 1–5, stütze ich mich hauptsächlich auf den Zeitraum von 1836–1838, die Anfangszeit des Briefwechsels. Im zweiten Hauptteil, Kapitel 7–12, bei dem ich mich auf den Briefwechsel von 1846–1849 stütze, werde ich die Beziehungen von Familie und Geschäft untersuchen. Dort wird das Verflechtungskonzept voll zum Tragen kommen. Familie und Geschäft werden miteinander verflochten, wo immer dies möglich ist. Dass dies eben nicht immer möglich ist und welche Konflikte und Konsequenzen sich daraus ergeben, wird sich zeigen. Einen Strang der Verflechtung bildet die Heiratspolitik, einen zweiten das Einbinden von Familienmitgliedern in das Geschäft. Dabei spielen die Interessen der Beteiligten eine wichtige Rolle. Die Einflussnahme der Beteiligten unterscheidet sich auch in Bezug auf das Geschlechts. Aus diesem Verflechtungskonzept ergeben sich die Fragen, die ich im Verlauf dieser Arbeit beantworten möchte.

#### **4. Das Interesse und die daraus folgende Fragestellung**

Das Interesse besteht darin, einen Einblick in die Lebensverhältnisse einer bürgerlichen Familie in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu geben. Dabei wird eine von vielen Möglichkeiten aufgezeigt, wie eine bürgerliche Familie in dieser Zeit funktionieren konnte. Welche Normen sind vorgegeben und werden eingehalten, aus welchen Normen wird bewusst oder unbewusst ausgebrochen und welche Spielräume werden wie genutzt, das sind Fragen, die sich dabei stellen. Mich interessiert das sozial-historische Umfeld, in dem die Menschen leben, und durch welches sie geprägt sind.

Welche Bedeutung hat die Familie in einem Netz von Verwandtschafts-, Geschäfts- und Freundschaftsbeziehungen? Wer hat welche Interessen und welche Möglichkeiten, diese durchzusetzen? Welche Funktion übernimmt Susanne Gsell-Schobinger in der Beziehungspflege, in der Vermittlung von Heimat oder in der Vertretung von Geschäftsinteressen? Welche Rolle hat sie als Frau, als Mutter und als Zurückgebliebene?

Es stellt sich auch die Frage, ob der Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit eine taugliche Kategorie bildet, oder ob diese vollständig über den Haufen geworfen werden muss? Dies interessiert mich vor allem in Bezug auf die Geschlechter. Wer wird welcher Sphäre zugeordnet? Welche Vorstellung von Geschlechtscharakteren wird ersichtlich? Wie widerspiegeln sich diese normativen Vorstellungen in den Quellen? Und an welchen Stellen widerlegen

diese ein den Normen entsprechendes Verhalten, das auf den Spielraum verweist, der die Geschlechtergrenze fließend machen kann.

Was bedeutet Heimat und wie wird die Fremde wahrgenommen? Wodurch ist die eigene Wahrnehmung geprägt und wie äussert sich das in der Beschreibung des Fremden? Dies wird an der Person von Jacob Gsell beschrieben. Wie sieht seine Rolle als Mann, als Sohn und als ausgewanderter Schweizer aus?

## II Hauptteil

### 1. Der Anfang der Geschichte

Jacob Laurenz Gsell bricht am 9. Februar 1836 von St.Gallen in Richtung Brasilien auf. Er übernachtet einmal in Zürich und erreicht am folgenden Tag Basel. Von dort schreibt Jacob seinen ersten Brief an seine Mutter Susanne Gsell-Schobinger. Laut seinen ersten Zeilen fällt es ihm nicht leicht, von zu Hause wegzugehen. "Scheiden tut weh!", lautet sein erster Satz, und er fährt fort: "Das habe ich gestern mit aller Macht im Postwagen empfunden. Mein Herz war ganz wehmütig gestimmt und mein Kopf durch einen unbeschreiblichen Taumel verstört."<sup>21</sup>

Jacob ist 21 Jahre alt und unternimmt die Reise von St.Gallen nach Rio de Janeiro alleine, es ist wahrscheinlich seine erste grosse Reise. Seine Reise führt ihn von Basel aus über Mülhausen nach Nancy und weiter über die Vogesen nach Paris. Dort bleibt er einen Tag und besucht seinen Bruder Caspar. Nach zehn Tagen, am 18. Februar 1836, erreicht Jacob Le Havre. Sein letzter Brief von Europa schickt er am 20. Februar in Le Havre ab, bevor sein Schiff am nächsten Tag in Richtung Rio de Janeiro lossegelt.

An dieser Stelle möchte ich einen Einblick in das Quellenmaterial geben.

#### 1.1. Die Quelle

Ein grosser Teil der erhaltenen Briefe stammen aus den ersten Jahren (1836–1838). Jacob hat all seine Briefe von Rio wieder mit nach St.Gallen gebracht, sie sind somit im Original vorhanden. Die Briefe sind von Susanne Gsell-Schobinger aufbewahrt und an ihre Enkelin Clara Wild-Gsell weitergegeben worden. Diese hat die Briefe, über ihre Tochter Anny Meyer-Wild, an ihre Enkelinnen Susi und Regula Meyer vererbt.<sup>22</sup>

Insgesamt sind über 100 Briefe vorhanden, die in fünf edierten Bänden aufliegen. Der gesamte Briefwechsel ergibt einen Umfang von über 600 Seiten. Die ersten drei Briefe, die Jacob noch von Europa aus schreibt, richten sich in der Anrede an seine Mutter. Sie beginnen mit "Liebes Mütterchen",

<sup>21</sup> Band I, S. 6, 10. Feb. 1836.

<sup>22</sup> Band V, S. IV. Zusätzliche Informationen von Daniela Schlettwein-Gsell

"Herzlichgeliebte Mutter" und "Liebste Mutter".<sup>23</sup> Alle späteren Briefe an seine Eltern beginnen mit "Liebe Eltern" oder "Herzliebste Eltern". In dieser Anrede ist auch Susanne Högger miteingeschlossen. Sie wird in den Briefen häufig als Jungfer (Jgfr) Högger bezeichnet und lebt im Haushalt von Susanne und Jacob Laurenz Gsell-Schobinger, den Eltern Jacobs.<sup>24</sup> Er fügt explizit an: "Herzlichen Gruss an Jgfr Högger, deren Bild sich gar nicht von dem Eurigen trennt u. die ich mir immer mit eingeschlossen denke beim Anfang jedes Briefes."<sup>25</sup>

Der grösste Teil des Briefkontaktes läuft zwischen Susanne Gsell-Schobinger und Jacob, kontinuierlich über 15 Jahre hinweg. Zeitweise sind auch Briefe von Susanne Högger und von Theodor, einem Bruder Jacobs, vorhanden. Dabei handelt es sich sehr oft nicht um eigenständige Briefe, sondern sie werden als Nachschrift an einen Brief der Mutter angefügt oder ein zweiter Brief wird beigelegt.

Susanne Gsell-Schobinger schreibt an ihr "Innigstgeliebtes Kind" und unterschreibt mit "Deine treue Mutter Susanne Gsell-Schobinger", also mit ihrem Doppelnamen. Auch Jacob adressiert seine Briefe entweder an "Mesiour Gsell-Schobinger" oder an "Madame Gsell-Schobinger". Sowohl beim Vater als auch bei der Mutter verwendete er den Doppelnamen.

Die Briefe von Susanne Gsell-Schobinger und von Susanne Högger weisen eine schöne, leserliche Schrift auf, im Gegensatz zu den Briefen von Jacob. Seine Schrift war für die Frauen, die die Briefe transkribierten, zum Teil kaum lesbar. Die Edition weist deshalb immer wieder Lücken auf, weil gewisse Wörter, häufig handelt es sich um Namen, oder auch ganze Abschnitte nicht entziffert werden konnten. Zudem weisen einige Briefe kleinere Löcher im Papier auf, die altershalber und auch durch die mitgemachte Reise entstanden sind. Diese Stellen sind in der Edition gekennzeichnet, und werden auch von mir so übernommen. Nicht nur die Editorinnen hatten Mühe mit Jacobs Schrift. Jacob selbst ist der Meinung, dass er eine "Sudelei" fabriziert und entschuldigt sich immer und immer wieder dafür.<sup>26</sup>

Aus dem Inhalt oder durch die Numerierung ist ersichtlich, ob Briefe fehlen. Susanne Gsell-Schobinger numerierte ihre Briefe immer, zumindest in den ersten Jahren. Zudem beginnt jeder Brief mit einer kurzen Rückschau auf die erhaltenen und abgesandten Briefe.

23 Band I, S. 6, 10. Feb. 1836 / S. 6, 12. Feb. 1836 / S. 7, 13. Feb. 1836.

24 Um eine Namenskonfusion zu vermeiden, werde ich Jacob Laurenz V Gsell, der nach Rio auswanderte, nur noch mit Jacob bezeichnen. Den Vater Jacob Laurenz IV Gsell-Schobinger werde ich weiterhin mit dem ganzen Namen nennen.

25 Band I, S. 32, 23. Dez. 1836.

26 Z.B. Band I, S. 35, 14. Jan. 1837 / S. 73, 25. Sept. 1837.



Nun wieder zurück zur Geschichte, denn Jacob hat unterdessen Rio erreicht.

## 2. Die Ankunft in Rio



Rio de Janeiro

Jacob erreicht Rio im Frühjahr 1836. Seine Reise dauert nicht ganz zwei Monate. Er findet anfangs Aufnahme bei Andreas Wegelin, der auch aus St.Gallen stammt und schon seit einigen Jahren in Rio lebt. Jacob sucht sich dort eine Stelle als Kaufmann. Sein Onkel, Carl Schobinger, hat ihm zwar Empfehlungsschreiben für zwei Geschäftshäuser mitgegeben, doch garantiert ihm dies noch keine Anstellung. Er hat somit viel Zeit, um seine neue Umgebung etwas kennenzulernen. Die Natur und die südliche Pflanzenwelt



müssen ihn mächtig beeindruckt haben. Er beschreibt in einem seiner ersten Briefe aus Rio die paradiesische Landschaft folgendermassen:

"[...], hier ist wirklich ein paradiesisches Leben Orangen, Limonen, Kokosnüsse, Bananen, Ananas, Zuckerrohr, Kaffee- und Teegesträucher wachsen hier wild, und wenn der Magen durstig oder hungrig ist, so hat er nur sein Werkzeug die Hand zu bewegen, um sich die herrlichsten Genüsse zu verschaffen."<sup>27</sup>

Jacob vermittelt mit dieser Beschreibung ein Bild von Brasilien, das dem Schlaraffenland gleicht, wo nur die Hand ausgestreckt werden muss, um alle Herrlichkeiten kosten zu können.

Die erste Zeit verbringt Jacob damit, Portugiesisch zu lernen. Zwei Monate nach seiner Ankunft in Rio findet er eine Stelle als Magaziner beim Hamburger Handelshaus Romberg, Schleiden und Töpcke. Nachdem er dort ein paar Monate gearbeitet hat, stellt Jacob fest, dass "in America das Geld auch nicht aus dem Boden wächst, sondern man muss es nach und nach mit Fleiss u. Anstrengung herausgraben".<sup>28</sup>

Vom Anfang seiner Reise an plagt Jacob immer wieder das Heimweh. Schon in den ersten Briefen aus Europa beschreibt er seinen Abschiedsschmerz. In Rio kommen immer wieder Erinnerungen an seine Familie, an St.Gallen und die Schweiz auf.

Wie wird nun diese Heimat einerseits von Jacob beschrieben, was vermisst er und welche Gegebenheiten lassen seine Gedanken in seine Vaterstadt schweifen? Wie sieht das andererseits auf der Seite von Susanne Gsell-Schobinger aus? Welches Heimatbild sendet sie ihrem Sohn nach Rio? Und was hat die Heimatvermittlung und das Phänomen Heimweh mit dem Verflechtungskonzept zu tun?

### **3. Der Begriff Heimat**

Der Begriff Heimat hat sich im Laufe der Zeit geändert. Bis ins 19. Jahrhundert wird der Begriff Heimat im deutschen Sprachraum eher raumbezogen verwendet und mit dem Heimatrecht in Verbindung gebracht. "Er wird für die Literatur erst von den Dichtern der Romantik entdeckt und von ihnen mit einer

---

27 Band I, S. 12, 26. April 1836.

28 Band I, S. 32, 23. Dez. 1836.

ausschliesslich emotionalen Bedeutung belegt."<sup>29</sup> Im 19. Jahrhundert entsteht "der Heimatbegriff, wie er auch heute noch vor allem in der Öffentlichkeit und in den Populärmedien verstanden wird".<sup>30</sup>

Anhand dreier Themenblöcke werde ich den Heimatbegriff definieren.

### 3.1. Die Natur

Eine Art, die Heimat in die Fremde zu vermitteln, wie das Susanne Gsell-Schobinger macht, besteht in Naturbeschreibungen. Der Wert Natur war ein Bestandteil der Heimatideologie, wie Michael Neumeyer schreibt.<sup>31</sup>

Susanne Gsell-Schobinger schreibt aus den Ferien, die sie auf dem Rigi verbringt:

"Weht dich nicht eine heimathliche, herrliche Luft an? Schweben nicht vor deinen Augen die klaren gigantischen breiten Berggipfel, die blauen, tiefen Seen, die niedlich erleuchteten Ufer? Deine Ohren ergötzen sich an dem lieblichen Vogelgesang, dem feyerlichen Geläute der umliegenden Dörfer, dem Silberglöckchen der weidenden Herden, nur hier und da eine kleine Einmischung von Prosa, im tiefen Gebrüll der Kühe, im äusserst disharmonischen Freudengeschrey unseres Steinfels, sonst der reinste Einklang für alle Sinnen, der so erhebend, so beruhigend auf uns arme, gequälte Menschenkinder einwirkt."<sup>32</sup>

Sie beschreibt ihm eine Landschaft und ein Gefühl, das er kennt. Sie muss es ihm nicht genauer beschreiben, sondern kann es in dieser schwärmerisch-melancholischen Art ausdrücken. Jacob nimmt diese Beschreibung folgendermassen auf: "[...] der einte [Brief, k.u.] vom Righi versetzt mich ganz in mein liebes Vaterland, mit Euch athmete die herrliche, reine u kühle Bergluft, mit Euch ergötzte mich an dem enzückenden Vierwaldstättersee, u staunte die riesigen Schutzmauern des Oberlandes an, [...]."<sup>33</sup>

Die Naturbeschreibung seiner Mutter ruft in ihm Erinnerungen an die Schweiz wach. Es sind Bilder einer klaren, reinen Bergluft, einer Idylle der Berge, eines Einklangs der Natur mit den Menschen. Diese Beschreibungen entsprechen nicht dem täglichen Erleben der BewohnerInnen von St.Gallen. Die

29 Michael Neumeyer, *Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens*, Kiel 1992, S. 7. Im weiteren zitiert als Neumeyer.

30 Neumeyer, S. 17.

31 Neumeyer, S 22.

32 Band I, S. 16, 20. Juni 1836.

33 Band I, S. 28, 15. Okt. 1836.



Ferienbeschreibungen rufen eine Heimerinnerung wach, die nicht auf reinen Ferienerinnerungen beruhen, sondern zu einem Gesamtbild der Heimat verallgemeinert werden. Das Bild der Heimat wird idealisiert und entspricht nicht einer alltäglichen Erfahrung. Die Heimatvermittlung kann dazu dienen, die Sehnsucht nach dieser Idylle aufleben zu lassen, und den Gedanken, wieder einmal dorthin zurückzukehren, zu stärken. Susanne Gsell-Schobinger äussert von Anfang an die Hoffnung, dass Jacob wieder nach St.Gallen zurückkehren wird. Sie hat somit das Interesse, Heimerinnerungen in ihm wach zu halten, in der Hoffnung die ganze Familie irgend einmal wieder zu vereinen.

Die Heimat ist kein klar abgegrenzter Raum. Der Heimat-Raum kann als "vertrauter Bereich" bezeichnet werden, der nicht abrupt aufhört, sondern fließend vom Vertrauten in die Fremde übergeht.<sup>34</sup>

### 3.2. Vertrautheit und Fremdheit

Vertrautheit und Fremdheit sind zwei Begriffe, die in der Heimatvorstellung Gegensätze bilden. Vertrautheit ist ein positiv besetzter Begriff, der für die Heimatbezeichnung benützt wird. Fremdheit repräsentiert somit die "Nicht-Heimat".<sup>35</sup>

"Die Vertrautheit mit einem Raum, d.h. eine genaue, durch längeres Leben [...] erworbene Kenntnis seiner physischen und insbesondere sozio-kulturellen Strukturen, wird also als wesentlicher Bestandteil der Heimatbildung angesehen."<sup>36</sup>

Die Fremde ist ein Raum, den man nicht kennt und der ein "Gefühl von Un-Vertrautheit und Un-Sicherheit hervorruft".<sup>37</sup>

Fremde und Heimat sind Gegensätze, die sich aufeinander beziehen. Das eine gibt es nicht ohne das andere. Nur wer die Fremde kennt, kann Heimat als solche wahrnehmen.<sup>38</sup>

---

34 Neumeyer, S. 103.

35 Neumeyer, S. 103.

36 Neumeyer, S. 104f.

37 Neumeyer, S. 105.

38 "Die Fremde" muss man nicht unbedingt selbst erlebt oder gesehen haben, um einen Vergleich mit der Heimat machen zu können. Dazu kann auch die Phantasie dienen, die sich auf Erzähltes und Gehörtes stützt.

Jacob beschreibt beispielsweise einmal, wie gerne er ein paar Tage in der Schweiz verbringen würde, "denn trotz ihrer frostigen Kälte ist sie doch weit schöner als Brasilien mit all seiner südlichen Pracht, dem erwärmenden Klima und dem majestätischen Meere".<sup>39</sup> Der Vergleich muss demnach für das Fremde nicht unbedingt negativ ausfallen, sondern zeigt vielmehr die wahrgenommenen Unterschiede auf.

Ein weiterer Aspekt zur Wahrnehmung von Fremdem bieten zum Beispiel Feste, Sitten und Bräuche. Jacob beschreibt am Anfang seines Aufenthaltes in Rio öfters die dortigen Bräuche. Im Frühjahr werden im katholischen Brasilien diverse Feste gefeiert, die Jacob als Protestant nicht kennt, die für ihn fremd sind und ihn zu Vergleichen mit St.Gallen veranlassen: "Bei uns feiert man die Fasnacht mit lustigen Bällen u. Schlittenfahrt. Hier u. in Portugal ist es ganz anders, hört zu was uns geschah [...]":

"[...] wir ziehen uns ordentlich an u. gehen die Strasse hinunter, was geschieht auf einmal werden wir von allen Seiten – mit Eiern beworfen, Nota bene diese waren von Wachs mit Eau de Cologne vermischt mit Wasser gefüllt, nachdem wir endlich recht durchnässt sind, kommen wir an das Ufer u schiffen uns in einem Cano ein, [...], im Nachhausegehen schon zimmlich erleuchtet dachten wir auf Rache kauften uns jeder einige Dutzend solche Limons von Wachs u. als man wieder auf uns schiessen wollte, setzten wir uns tapfer zur Wehr, [...]. Die 2 folgenden Tage dauerte der Spektakel fort u. wir ergriffen die Offensive, von unseren Balkon im 2 ten Stock hatten wir die schönste Gelegenheit, die Leute recht patschnass zu machen, obwohl es von der Polizei bei Strafe [...] verboten war, so kümmert sich doch kein Mensch darum, ja selbst die Patrouillen wurden durchnässt, besonders aber wenn rechte Zierbengel vorbeispazierten dann ging's los, zwei oder drei bewarfen ihn hinten u. vornen mit solchen Limonen, ein dritter zielte mit einer ungeheuren Spritze ihm gerade ins frisirte u. geschminkte Antlitz, [...]. - Um nun alle diese Tollheiten abzuwaschen wird den darauf folgenden Tag grosse Prozession gehalten. Vornen Reiter u. Trompeter mit Scharlach angethan hinter ihnen wird die Asche irgend eines Heiligen getragen (es ist nemlich Aschermittwoch) dann folgen eine Schar kleiner Engel mit Gänsflügeln, männlichen u. weiblichen Geschlechts von Gold und Silber strahlend; mehr den 20 verschiedene Heiligenbilder von doppelter Lebensgrösse werden herumgetragen, [...]."<sup>40</sup>

---

39 Band I, S. 74, 20. Okt. 1837.

40 Band I, S. 39f., 10. Feb. 1837.

Diese Erzählung zeigt, dass das Fremde sehr faszinierend sein kann. Die unbekanntere Kultur wird zum Erforschungsfeld der 'Neulinge'. Sie übernehmen auch gleich selbst die neuen Sitten und amüsieren sich.

Eine weitere eindruckliche Schilderung gibt Jacob vom Osterfest. Auch bei dieser Beschreibung erwähnt er zuerst das, was ihn an das Osterfest in seiner Heimat erinnert: "Bei Euch habt Ihr gewiss um Ostern noch Schnee gehabt, während hier die grösste Hitze war, [...]".<sup>41</sup> Dann folgt eine ausgedehnte Berichterstattung: "Jeden Abend bei der Dämmerung, in der grossen Woche, zogen Prozessionen beim schimmernden Fackelschein durch die Strassen, die Personen aus der biblischen Geschichte wurden durch Pfaffen u. Leien dargestellt, alle mit Larven, [...]".<sup>42</sup> Bei der Beschreibung des Osterfestes, das das heiligste Fest der Protestanten ist, verweist er auf Unterschiede, die er negativ beurteilt: "[...], das Feste wurde in Rio mit all der Pracht u. dem Prunke gefeiert, den die römisch katholische Religion mit sich bringt, das Auge u. die Ohren werden ergötzt, das Herz aber bleibt leer."<sup>43</sup> Und anstatt Religiosität und Frömmigkeit einzuflössen, würden die heiligsten Dinge lächerlich gemacht, ja die Prozession gleiche eher einem Fasnachtsumzug, als einer Prozession zu Ehren Gottes. Nach der Beschreibung des Ostermontagbrauches erzählt er, was das Osterfest bei ihm hervorrief: "Schmerzlich vermisste ich das feierliche u. Stille der Feier unserer Ostern, wodurch die Frömmigkeit so sehr befördert wird, [...]".<sup>44</sup> Hier wird das Fremde eindeutig als negativ empfunden und lässt positive Erinnerungen an die Heimat aufleben.

Das Vermissen von etwas Bekanntem endet oft in einem sehr starken Gefühl, dem Heimweh. Was ist Heimweh und wo lässt sich dies an den Quellen festmachen? Wann und wo entstand dieser Begriff und wie wird diese "Krankheit" bezeichnet?

### 3.2.1. Das Heimweh

Der Begriff Heimweh wurde zuerst in der Schweiz als Dialektwort gebraucht und wird das erste Mal 1569 schriftlich erwähnt.<sup>45</sup> Das Phänomen wurde erstmals bei Soldaten, vor allem bei Schweizer Söldnern festgestellt und

---

41 Band I, S. 44, 5. März 1837.

42 Band I, S. 44, 5. März 1837.

43 Band I, S. 44, 5. März 1837.

44 Band I, S. 45, 5. März 1837.

45 Neumeyer, S. 14.

untersucht. Deshalb wird Heimweh in der Medizin zunächst *Schweizerkrankheit* genannt. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war der Begriff Heimweh noch "als Schweizer Dialektwort gebunden und wurde deshalb von hochsprachlichen Literaten kaum verwendet".<sup>46</sup> Die Beschäftigung mit dem Heimweh erreichte in der Romantik ihren Höhepunkt und prägte das heutige Verständnis.

Jacob spricht in seinen Briefen immer wieder von einem starken Heimweh. Manchmal benutzt er diesen Ausdruck explizit, manchmal beschreibt er nur das entsprechende Gefühl. Häufig wird Heimweh durch Eindrücke in der *Natur* hervorgerufen. Erinnerungen an frühere Reisen oder an bekannte Landschaften lassen sein Heimweh ansteigen. So beschreibt er einen Spaziergang auf den höchsten Berg der Umgebung von Rio, wo er die herrliche Aussicht über den Strand und den Hafen genoss: "[...] der Weg den wir einschlugen erinnerte mich ganz an die kleinen Fussreisen die wir mit unserem lieben Vater in das Innere der Schweiz machten, u. wie gerne hätte ich Euch für diesen Augenblick zu mir gewünscht."<sup>47</sup> Die Landschaft erinnert ihn an frühere Reisen und ruft Sehnsucht nach seiner Familie hervor. Die Natur ist ein Auslöser für Heimweh, das sich aber auf die in der Heimat zurückgelassenen Menschen bezieht.

Ein andermal erinnert ihn eine Landschaft, die dem "Seealpsee" glich, an seine Heimat. Er beschreibt sie folgendermassen:

"[...] die gleiche Form der Berge, das dunkle Grün des Wassers, einige Fischerstätten am Gestade, alles wirkte zur Täuschung, ganz u. gar vergass ich in Brasilien zu sein, sondern glaubte eine kleine Bergtour mit Euch meinen herlich geliebten zu machen, in diesem Augenblick spürte ich was Heimweh war, das Herz klopfte mir so stark dass es zu zerspringen schien [...]."<sup>48</sup>

Die Natur ist ein Heimatbote und löst Erinnerungen aus. Sie wird nicht nur von der Schweiz aus nach Rio vermittelt, sondern wird in Rio selbst imaginiert und löst die Sehnsucht nach der Heimat aus.

Auch *Feste*, insbesondere zum Jahreswechsel, steigern die Sehnsucht nach den vermissten Personen. Jacob erzählt, was er am Singabend (Neujahrsabend) gemacht hat, nicht ohne vorher zu bemerken:

"Ich meinestheils habe mich so gut amüsirt als es hier möglich ist, aber während der ganzen Zeit sehnte ich mich unaufhörlich zu Euch meine

---

46 Neumeyer, S. 15f.

47 Band I, S. 27, 7. Sept. 1836.

48 Band I, S. 39, 10. Feb. 1837.

Lieben zurück, denn dieser Abend sollte wirklich nur in der Familie gefeiert werden, wenn man allein steht ohne nähere Bekannte, so ist das beste Mark verloren, [...]"<sup>49</sup>

Wenn Heimweh hervorgerufen wird, endet es immer damit, dass Jacob die Menschen, vor allem seine Familie und das soziale Umfeld vermisst. Heimweh ist stark personengebunden, die Natur oder das Fremde sind nur die Auslöser. Da in der Fremde nur ein schwach ausgeprägtes Geflecht von Kontakten entwickelt ist, so "zeichne sich der Heimatraum durch vielfältige, stark vernetzte und vor allem intensive Beziehungen aus, ja ein derartiges 'Beziehungsfeld' mache gerade erst Heimat aus".<sup>50</sup>

Ich möchte hier ein längeres Zitat von Jacob wiedergeben, das sehr bezeichnend für sein Heimweh ist:

"Es that mir noth mich mit Euch meine Herzlichgeliebten zu unterhalten, u. wie wohl tut es dem Herzen zu wissen, dass man in der Heimath noch Wesen hat, die es mit einem wohl, wohl, meinen, auf die man sich ganz verlassen, [...], man steht so einsam in der Fremde, in der ersten Zeit, wird der Geist wohl, durch das Neue, Unbekannte und Merkwürdige des fernen Welttheils beschäftigt bald wird man aber davon gesättigt und das Innere wird leer und hält sich nur an das frühere köstliche Leben – Ich kann sagen dass ich, der ich doch gewiss nicht zu weichherzig bin, dieser Tage oft sehr wehmütig gestimmt war, wachend und schlafend träume ich immer von meinem Beihaus sein, die schönsten u. glücklichsten Momente meines jetzigen Lebens sind die in welcher ich mir die gegenseitige Freude, das herrliche Vergnügen der Wiedervereinigung, das Wiedersehen vorstelle, o dann bin ich ganz entzückt und das elende Staubleben ekelt mich für Augenblicke an, Ihr müsst aber daraus nicht schliessen dass ich aus Heimweh etwa an Körper u. Seele sieche, o nein [...]"<sup>51</sup>

Jacob betont, dass er trotz seines Heimwehs aber ein "heiteres Gemüth" hat und sich zu helfen weiss.

Auch *melancholische Stimmungen*, die bei einsamen Mondscheinfahrten oder Spaziergängen aufkommen, sind Auslöser von Heimweh. Wenn Jacob alleine in einem Kanu in die Bucht hinaus fährt, tragen ihn seine Gedanken über das Meer "ins liebe Schweizerland und besonders nach St.Gallen ins teure Vaterhaus".<sup>52</sup>

---

49 Band I, S. 33, 14. Jan. 1837.

50 Neumeyer, S. 80.

51 Band I, S. 71, 25. Sept. 1837.

52 Band I, S. 13, 26. April 1836.

Auch einsame Spaziergänge am Meer entlang lassen sein "Herz fast überströmen" und er sieht, dass nur häufiges Schreiben von beiden Seiten helfen könne, diese weite Distanz zu verringern.<sup>53</sup>

Doch nicht nur Jacob hat Sehnsucht nach seiner Familie, sondern auch seine Mutter hat starke Sehnsucht nach ihm. Sie beschreibt ihre Empfindungen beim Empfang des ersten Briefes aus Rio.

"[...], so wie ich aber deine Schrift sehe, so stürzen mir Freudenthränen aus den Augen, und mit halb erstickter Stimme kann ich nur meiner Susette sagen, von Amerika, von Amerika! ich vergass alles um mich her, zitterte, weinte, lachte, durchlebte jede Freude, jede Angst mit dir, träumte mit offenem Munde die Wunder mir dir an, betete und lobpries mit dir die Allmacht Gottes, schlang meinen Arm um dich, und landete mit dir in Rio, [...] erst wenn du selbst einmal Vater bist, und sich dein treugeliebtes Kind aus deinen Armen reisste, für eine unabsehbare Trennung, dann wirst du nachempfinden, welche Opfer wir Eltern für Euch Kinder im Stande zu bringen sind. Ich kann mich nun Tag und Nacht nicht von deinem Brief trennen und immer muss ich ihn wieder durchlesen, er hat bereits schon alle Rigiwanderungen mit mir durchgemacht, [...]."<sup>54</sup>

Susanne Gsell-Schobinger drückt hier ihren ganzen Schmerz aus, den ihr die Trennung von Jacob bereitet. Sie nennt ihre Sehnsucht auch Heimweh, sie sagt, sie leide an "schmerzlichem Heimweh" nach Jacob.<sup>55</sup> Heimweh ist somit nicht an die Fremde gebunden, sondern kann auch in der Heimat entstehen. Es zeigt sich dabei deutlich, dass sich Heimweh letztendlich auf die vermissten Menschen bezieht, die sowohl in der Heimat als auch in der Fremde leben können.

In den Briefen von Jacob und Susanne Gsell-Schobinger werden jede Menge verschiedener Themen angesprochen. Sie schreiben einander ihre Erlebnisse, sie erzählen von ihren Tagesabläufen, von geschäftlichen Erfolgen, von Krankheit und Tod in ihrer Umgebung, von Liebe und Heirat und allerlei mehr. Einen zentralen Themenkreis in den Briefen der Mutter bezeichne ich als 'Klatsch'. Weshalb ist 'Klatsch' eine Heimatvermittlung und welche Zwecke erfüllt er?

---

53 Band I, S. 16, 10. Juni 1836.

54 Band I, S. 17, 20. Juni 1836.

55 Band V, S. 1, 23. Aug. 1836.

### 3.3. Der 'Klatsch'

Im Ausdruck 'Klatsch' kann vieles enthalten sein. Es gibt keine Grenze zwischen 'Klatsch' und sonstigem Informationsaustausch. Ich möchte unter dem Begriff 'Klatsch' alles zusammenfassen, was mit Informationsaustausch zu tun hat. Ich mache dabei keinen Unterschied zwischen den sogenannten wichtigen Themen und den sogenannten unwichtigen, alltäglichen. Somit verwende ich den Ausdruck 'Klatsch' in keiner Weise negativ. Vielmehr geht es darum, die Bedeutung und Funktionsweise von 'Klatsch' aufzuzeigen, wobei das Wort 'Klatsch' in den Quellen selbst nicht vorkommt.

'Klatsch' hat häufig einen negativen Beigeschmack und bezeichnet die von Frauen in Umlauf gebrachten Informationen. Das Gerede der Männer wird hingegen oft ganz anders beurteilt. Die Informationen von Frauen werden mit einer negativen Bezeichnung ihrer sozialen Funktion enthoben.<sup>56</sup> Genau diese soziale Funktion werde ich anhand der Quellen aufzeigen.

Susanne Gsell-Schobinger schreibt sehr ausführlich über die sich zutragenden Ereignisse und Veränderungen in und um St.Gallen. Sie berichtet beispielsweise über Hochzeitsversprechen, über stattgefundene oder vereitelte Hochzeiten, über Krankheiten, Unfälle und Tod, über Erbschaften und Intrigen, über Feste und dort gehaltene Reden, über Häuserbrände und Selbstmorde, über Auswanderer und Zurückkehrende, über gescheiterte oder erfolgreiche Menschen, über Politik und Geschäfte und vieles mehr. Diese Informationen interessieren Jacob brennend. Deshalb bittet er seine Mutter, ihm "doch von St.Gallen alle Kleinigkeiten mitzuteilen".<sup>57</sup> Für die ausführlichen Berichte bedankt er sich und betont, dass es gewiss nicht nötig sei zu wiederholen, dass er sich "auch für das geringste", was in seiner Vaterstadt passiert, interessiere.<sup>58</sup>

Das Klatschen wurde, und wird heute noch, hauptsächlich den Frauen zugeschrieben, doch Jacob zeigt beispielhaft, dass sich erstens auch Männer darum bemühen, jede Kleinigkeit zu erfahren, und dass sie zweitens diese sehr gerne weitererzählen. So schreibt er:

"Für die lieben Stadtneuigkeiten danke ich recht herzlich, u bitte sehr damit fortzufahren auch bin ich hier schon dafür bekannt alles neue

---

56 Elisabeth Joris, Heidi Witzig, *Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940)*, Zürich 1992, S. 282. Im weiteren zitiert als Joris/Witzig 1992.

57 Band I, S. 13, 26. April 1836.

58 Band I, S. 13, 10. Juni 1836.

zuerst zu wissen, sobald ein französisches Schiff eingekommen werde ich gleich von Thomann, Bänzinger u Wegelin bestürmt um ihnen meine Sachen auszukramen."<sup>59</sup>

Die St.Galler Auswanderer sind ganz 'scharf' auf Neuigkeiten aus ihrer Heimat, und Jacob weiss dank seiner Mutter immer alles als erster. Er sagt, es freut ihn "nicht wenig andern Mitbürgern immer mit dem Laufenden aufwarten zu können".<sup>60</sup>

Für die ausgewanderten Kaufleute waren jegliche Informationen aus der Heimat sehr wichtig. Einerseits erfuhren sie so Dinge, die in einer rein geschäftlichen Kommunikation keinen Platz hatten, und andererseits blieben sie damit stärker mit der Heimat verbunden. Viele Kaufleute verbrachten nur eine gewisse Zeit in der Fremde und kehrten dann wieder in ihre Heimat zurück. Um den sozialen Anschluss nicht zu verpassen, waren diese Informationen Gold wert. Sie kommen so nicht in eine Heimat zurück, die sich ohne ihr Wissen verändert hat, sondern sind schon in der Fremde auf die neuen Verhältnisse vorbereitet worden.

Susanne Gsell-Schobinger ist die Person, die ihrem Sohn die St.Galler Welt näher bringt und ihm damit ein Stück Heimat vermittelt. Da sie auf die Rückkehr ihres Sohnes hofft, ist sie daran interessiert, dass er den sozialen Anschluss nicht verpasst und mit der Heimat geistig verbunden bleibt.<sup>61</sup>

Susanne Gsell-Schobinger hält Jacob auch in geschäftlichen, politischen und familiären Angelegenheiten auf dem laufenden. Welche Bedeutung die Familie hat und wie diese zusammengehalten wird, werde ich in einem weiteren Themenblock beschreiben.

## **4. Die Familie**

Ich werde in diesem Kapitel die Familie genauer betrachten. Wer gehört zur Familie und welche Beziehungen werden miteinander gepflegt? Mit der Beziehungspflege unter den Familienmitgliedern werde ich beginnen.

---

59 Band I, S. 28, 15. Okt. 1836.

60 Band I, S. 44, 5. März 1837.

61 Eine weitere Möglichkeit, einen ausgewanderten Sohn an die Heimat zu binden, schildert Barbara Rettenmund in ihrer Lizentiatsarbeit. Dort vererbt Meta Heusser-Schweizer ihrem ausgewanderten Sohn Christian ihr Haus, obwohl zwei ihrer Töchter in diesem Haus leben. Barbara Rettenmund.



## 8.1. Das Aufrechterhalten von Familienbeziehungen

Susanne Gsell-Schobinger lebt zusammen mit ihrem Mann Jacob Laurenz Gsell-Schobinger und ihrer Freundin Susanne Högger in St.Gallen. Ihre drei Söhne sind alle von St.Gallen weggezogen. Caspar, der älteste, lebt in Paris. Er ist schon zwei Jahre bevor Jacob nach Rio aufbricht dorthin gegangen. Er hat sich dem Künstlerberuf verschrieben. Jacob, der zweitälteste, geht im Frühjahr 1836 nach Rio und Theodor, der jüngste, fährt kurze Zeit später nach Basel, wo er sein Theologiestudium beginnt.

Susanne Gsell-Schobinger versucht, die Beziehung zwischen ihren in der Fremde lebenden Söhnen und den zurückgebliebenen Familienmitgliedern, Verwandten und Bekannten aufrechtzuerhalten. Sie bemüht sich auch, ihre Söhne über die jeweiligen Lebensumstände der anderen Brüder zu informieren. So schickt sie beispielsweise einen erhaltenen Brief an einen anderen Sohn weiter. Den ersten Brief, den sie von Jacob erhält, trägt sie tagelang auf Wanderungen bei sich und schreibt dann an Jacob zurück: "[...] doch sollte ich ihn nun schleunig deinem Bruder Theodor nach Basel schreiben, [...]." <sup>62</sup> Sie macht auch Abschriften und Briefzusammenfassungen. <sup>63</sup>

Sie bildet die 'Zentrale', bei der alle Informationen zusammenfliessen, und von wo sie an die gewünschten Orte weitergeleitet werden.

Elisabeth Joris und Heidi Witzig heben in ihrer Untersuchung über die Alltags- und Lebenszusammenhänge von Frauen hervor, dass die Frauen "für die Pflege und Aufrechterhaltung der Beziehungen innerhalb der Familie" verantwortlich waren. <sup>64</sup> Genau diese Funktion übernimmt Susanne Gsell-Schobinger. Diese Schaltstellenfunktion ist um so wichtiger, da die Familienmitglieder einen ganz unterschiedlichen Briefkontakt zueinander pflegen. Jacob hält in einem Brief an seine Eltern fest, dass er sonst "keinem Menschen und keiner Mensch" schreibe, da er "gar nicht zum Briefsteller geboren" sei. <sup>65</sup> Diese Aussage widerspricht zwar den Quellen, die einige Briefe von und an andere Personen enthalten, sie zeigt aber, dass der einzige dauerhafte und regelmässige Briefkontakt mit seiner Mutter bestand.

Susanne Gsell-Schobinger übermittelt Grüsse von St.Gallen nach Rio und von Rio nach St.Gallen, von Rio nach Paris und nach Basel. Sie hält aber nicht nur den Kontakt zum inneren Kreis der Familie aufrecht, sondern weitet diesen aus.

---

62 Band I, S. 17, 20. Juni 1836.

63 Band I, S. 75, 23. Okt. 1837.

64 Joris/Witzig 1992, S. 241.

65 Band I, S. 25, 10. Aug. 1836.

Zu dem äusseren Kreis der Familie, wie ich ihn nenne, gehören Carl Schobinger, der Bruder von Susanne Gsell-Schobinger, und seine Tochter Caroline Schobinger.

Susanne Gsell-Schobinger richtet nicht nur Grüsse aus, sondern liest auch Teile der Briefe einem erweiterten Familienkreis vor. So schreibt sie: "Caroline, deren ich mehreres aus deinem ersten Brief vorgelesen, grüsst dich tausendmal, [...]"<sup>66</sup> oder "Theilweise las ich Dein Schreiben Onkel Karl vor [...]"<sup>67</sup>. Die Briefe bilden nicht nur einen Kontakt zwischen zwei Personen, sondern sind eine Familienangelegenheit.

Nach Joris und Witzig waren die Frauen "in der Lage, diese Beziehungen zu gestalten und schliesslich für sich und ihre Familie auch Nutzen daraus zu ziehen. Am deutlichsten kommt diese Zuständigkeit der Frauen in ihrer ausgedehnten Korrespondenz zum Ausdruck".<sup>68</sup>

Als nächstes werde ich die verschiedenen Kontakte und Beziehungen der einzelnen Familienmitglieder untersuchen. Ich habe dafür einen innersten, einen inneren und einen äusseren Familienkreis gebildet. Susanne Gsell-Schobinger und Jacob werde ich jeweils mit den anderen Personen in Verbindung bringen.

#### 4.2. Der innerste Kreis der Familie

Zum innersten Kreis der Familie rechne ich die drei in St.Gallen lebenden Personen Susanne Gsell-Schobinger, Jacob Laurenz Gsell-Schobinger und Susanne Högger.

Susanne Högger lebt seit die Kinder klein waren bei der Familie Gsell-Schobinger. Sie gehört somit zum innersten Kreis der Familie. Sie stammt aus Stäfa und war die Tochter eines Zeichnungslehrers.<sup>69</sup> Sie bezeichnet sich als "Vice-Mutter" und wird auch von Jacob so betitelt. Susanne Gsell-Schobinger bezeichnet sie als ihre "Herzensfreundin". Susanne Högger, die häufig auch als "Jgfr Högger" bezeichnet wird, schreibt in der Anfangszeit nicht sehr häufig eigene Briefe an Jacob. Dafür fügt sie öfters eine "Nachlese" an die Briefe von

---

66 Band I, S. 20, 30. Juli 1836.

67 Band V, S. 3, 21. Sept. 1836.

68 Joris/Witzig 1992, S. 241.

69 Aufzeichnungen von Clara Wild-Gsell, Tochter von Jacob Laurenz V Gsell-Lutz, geschrieben ca. 1938, in: Otto Gsell-Dietschi, Zur Geschichte von St. Galler Familien Gsell, Baerlocher, Lutz, Basel 1984, S. 69. Alle Informationen über die Vergangenheit von Susanne Gsell-Schobinger, Jacob Laurenz Gsell-Schobinger und Susanne Högger entnehme ich diesem Buch. Im weiteren zitiert als Otto Gsell.

Susanne Gsell-Schobinger an.<sup>70</sup> Ihre "Nachlese" besteht aus "Stadtneuigkeiten", Beschreibungen von Familienmitgliedern, innigen Grüßen und Glückwünschen oder aus heiteren Geschichten. Auch Jacob schreibt persönliche Briefe an seine "Vice-Mutter". In beiden Briefen, die er im Jahre 1837 an Susanne Högger schreibt, erteilt er ihr einen Auftrag. Jedesmal handelt es sich um Geldangelegenheiten. Das eine Mal soll das Geld, das er ihr zukommen lässt, "zur Verschönerung der Feier der silbernen Hochzeit " seiner Eltern dienen,<sup>71</sup> das andere Mal soll sie damit Neujahrsgeschenke für alle Familienmitglieder kaufen.<sup>72</sup> Er bedankt sich bei ihr für ihre Mühe und meint, dass sie es "gwiss nicht ungerne für Ihren stets getreuen Jacob, obschon er es nicht verdient hat", tun werde.<sup>73</sup>

Susanne Högger spricht in ihren Briefen auch die finanzielle Situation der Familie an. So erzählt sie von einem Theater, das in St.Gallen ein Gastspiel halten werde, das sie jedoch nicht besuchen können, da es erstens viel zu heiss sei "u (soit dit entre nous!) weil wir unsere Cassa so ziemlich auf dem lieben Rigi gelert haben!".<sup>74</sup> Nicht nur sie spricht das Thema Finanzen an. Auch Susanne Gsell-Schobinger spricht davon und erwähnt ebenfalls das Theater, das sie wegen der Höhe der Preise nicht besuchen konnten.<sup>75</sup>

Jacob Laurenz Gsell-Schobinger und Susanne Gsell-Schobinger stammen beide aus Kaufmannsfamilien. Sowohl der Vater von Susanne, wie auch der Vater von Jacob Laurenz waren Ratsherren und gehörten dem Grossbürgertum an. Susanne hatte von ihren Eltern eine sehr gute Ausbildung erhalten, auch in musikalischer Hinsicht. Jacob Laurenz wurde Kaufmann, obwohl er "lieber seinen künstlerischen Neigungen gefolgt" wäre. Doch sein "Sinn für Natur und Kunst" wurde immer stärker und so ergriff er später doch noch den Beruf des Lithographen. Diese Informationen sind den Aufzeichnungen der Enkelin Clara Wild-Gsell entnommen und zeigen ein romantisierendes Bild vom Beruf von Jacob Laurenz Gsell-Schobinger. Sie weist nur kurz darauf hin, dass Susanne Gsell-Schobinger "tüchtig" beim "Ziehen des Haushaltwagens" mithelfen musste.<sup>76</sup>

---

70 Der erste eigenständige Brief von Susanne Högger stammt vom 18. Januar 1838, als Antwortschreiben auf einen Brief Jacobs.

71 Band I, S. 86, 23. Dez. 1837.

72 Band I, S. 74, 20. Okt. 1837. Es war üblich sich die Geschenke nicht zu Weihnachten, sondern zum Neujahr zu schenken. So wird auch der Neujahrsabend, der als Singabend bezeichnet wird, im trauten Familienkreise gefeiert.

73 Band I, S. 74, 20. Okt. 1837.

74 Band I, S. 22, 30. Juli 1836.

75 Band V, S. 2, 23. Aug. 1836.

76 Otto Gsell, S. 68.

Vom Vater Jacob Laurenz Gsell-Schobinger erfährt man sehr wenig aus den Briefen. Er selbst schreibt während den 15 Jahren keinen einzigen Brief an seinen Sohn Jacob.<sup>77</sup> Deshalb versucht Susanne Gsell-Schobinger die Beziehung zwischen Vater und Sohn aufrechtzuerhalten. Sie übermittelt die Grüsse des Vaters und verspricht Jacob mehrmals, dass sein Vater ihm schreiben werde. Auch Jacob wünscht sich einen Brief von seinem Vater, der ihn über die politischen Verhältnisse in der Schweiz informieren soll. Diese Aufgabe nimmt zuerst seine Mutter wahr, doch schon bald bereut sie, Jacob dieses Versprechen gegeben zu haben. Sie sagt, sie kann sich wegen "gedrängter Geschäfte" nicht um dieses Gebiet kümmern. Zudem habe sie ihre beiden Söhne, den "Radicalen" und den "Aristokraten", verloren, die mit ihr hätten darüber diskutierten können.<sup>78</sup> Jacob entlässt daraufhin seine Mutter von dieser Aufgabe und schreibt:

"[Ich] lasse die Last aber nicht fallen, sondern wälze sie auf die Schultern eines juste milieu Mann mit hübschem Backenbart, wer wird dies anders sein als mein lieber Papa. Ja runzle nur nicht die Stirne, Du kommst doch nicht los, denn wenn ich mir einmal etwas vorgenommen so weisst Du nur zu wohl dass ich nicht gern nachgebe. Besonders da es Dir am leichtesten ist mit Deinem klaren Eliten mir über die Wirren der schweizerischen Welt Auskunft zu geben. In Eurem Nächsten wird mir also die Freude zu Theil, die nette Handschrift meines Vaters nicht nur auf der Adresse sondern auch inwendig zu lesen, was ich schon lange gewünscht hatte."<sup>79</sup>

Die Briefe des Vaters bleiben jedoch aus. Susanne Gsell-Schobinger bezeugt das Interesse des Vaters an Jacobs Arbeit und an den Handelsbeziehungen mit

- 
- 77 In der Edition wird der Brief vom 6. Nov. 1847 als "Brief vom Vater an J.L. über den Sonderbundskrieg" bezeichnet. Doch bei genauer Betrachtung stellte ich fest, dass auch dieser Brief von Susanne Gsell-Schobinger stammt. Er ist genau so aufgebaut, wie ihre anderen Briefe und nimmt auf Themen von früheren Briefen Bezug. Zudem tauchte ein zweiter Brief mit demselben Poststempel auf, der genau dort weiterfährt, wo der erste aufhört. Der vermeintliche Brief des Vaters ist nur ein Teil, wobei das Ende mit der Unterschrift fehlte. Der zweite Teil ist nun in Band V, S. 53f. nachgetragen worden, dort findet sich auch die Unterschrift von Susanne Gsell-Schobinger. Leider ist dieser Brief im Original nicht mehr auffindbar.  
1. Teil in Band II, S. 274–276, 6. Nov. 1847 / 2. Teil, Band V, S. 53–54, 6. Nov. 1847.
- 78 Band V, S. 3, 21. Sept. 1836. Jacob bezeichnet sich selbst auch als "Radicaler". "Um 1832/33 spaltete sich von der liberalen Partei eine extreme Richtung, die Radikalen, ab. Sie drängte nach einer schnellen und harten Durchführung der Neuerungen auf den Gebieten des Gerichtswesens, der Verwaltung, des Handels, des Gewerbes und namentlich auch des Schulwesens. Ihre Führer vertraten freigeistige, antikirchliche Anschauungen und erstrebten eine staatliche Aufsicht über die Tätigkeit der Kirche." Fritz Schaffer, Abriss der Schweizer Geschichte, Frauenfeld 1985, S. 122f.
- 79 Band I, S. 32, 23. Dez. 1836. Der Ausdruck "juste milieu": "1. Nach 1830 Schlagwort für die den Ausgleich suchende, kompromissbereite Politik von Louis-Philippe von Frankreich. 2. (selten) laue Gesinnung." Duden: Das Grosse Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich 1994, S. 681.

Carl Schobinger. Sie schreibt, "Papa wünscht recht sehr das Nähere deines Vertrages mit dem Prinzipal zu wissen",<sup>80</sup> oder "mit einer kleinen Schilderung Deiner jezigen Handelsverhältnisse zu meinem Bruder, würdest Du Deinem Vater Freude machen".<sup>81</sup> Sie sendet Grüsse vom Vater nach Rio und versichert Jacob noch ein paarmal, dass sein Vater ihm bald über die politischen Verhältnisse in der Schweiz schreiben werde. So erwähnt sie: "Künftigen May sind alles neue Wahlen, diese wird dann dein Vater dir mittheilen. Er grüsst dich tausendmal und ist sehr wohl mit dem kleinen Radicalen zufrieden",<sup>82</sup> und "grosser Rath und Gemeinderath sind nun gewählt, Papa wird dir dann sein Versprechen erfüllen".<sup>83</sup> Mit all diesen Äusserungen versucht sie, die Verbindung von Vater und Sohn aufrechtzuerhalten.

Da die Briefe vom Vater ausbleiben, übernimmt Susanne Gsell-Schobinger aber weiterhin die Sparte Politik. Sie äussert sich nie negativ oder vorwurfsvoll über ihren Mann, sondern betont stets, dass der Vater, ihre "Herzensfreundin" und sie "ein treues, innigvereintes, in allem sympathisierendes Pflänzchen" bilden.<sup>84</sup> Jacob bittet seinen Vater auch in Bezug auf die vergangenen Maiwahlen um Berichte:

"Da im Monat May so viel ich mich erinnern kann die Verfassungen Gemeinden u. darauf die Wahlen [sowohl] des Grossen u. Kleinen Rathes so wie der meisten Kantonal Aemter, vorkommen, so werde ich mit bestimmter Hoffnung, den nächsten Brief von meinem lieben juste milieu Papa zu erhalten, als eifriger Schweizer und heftiger Radicaler interessire ich mich immer noch sehr um das Leben u. Treiben im Vaterländchen!"<sup>85</sup>

Jacob schreibt, dass es die Pflicht eines Vaters ist, seinen Sohn auch in der Fremde von dem Treiben und Leben in seinem Vaterland zu unterrichten.<sup>86</sup> Jacob versucht, seinem Vater ins Gewissen zu reden und verweist dabei auf seine eigene politische Gesinnung. Als guter Patriot sollte sein Vater sich darum bemühen, seinen Sohn zu informieren. Doch auch die Verweise auf Patriotismus bewirken nicht das erwünschte Resultat.

---

80 Band I, S. 42, 19. Feb. 1837.

81 Band I, S. 79, 9. Dez. 1837.

82 Band I, S. 48, 23. März 1837.

83 Band I, S. 60, 16. Mai 1837.

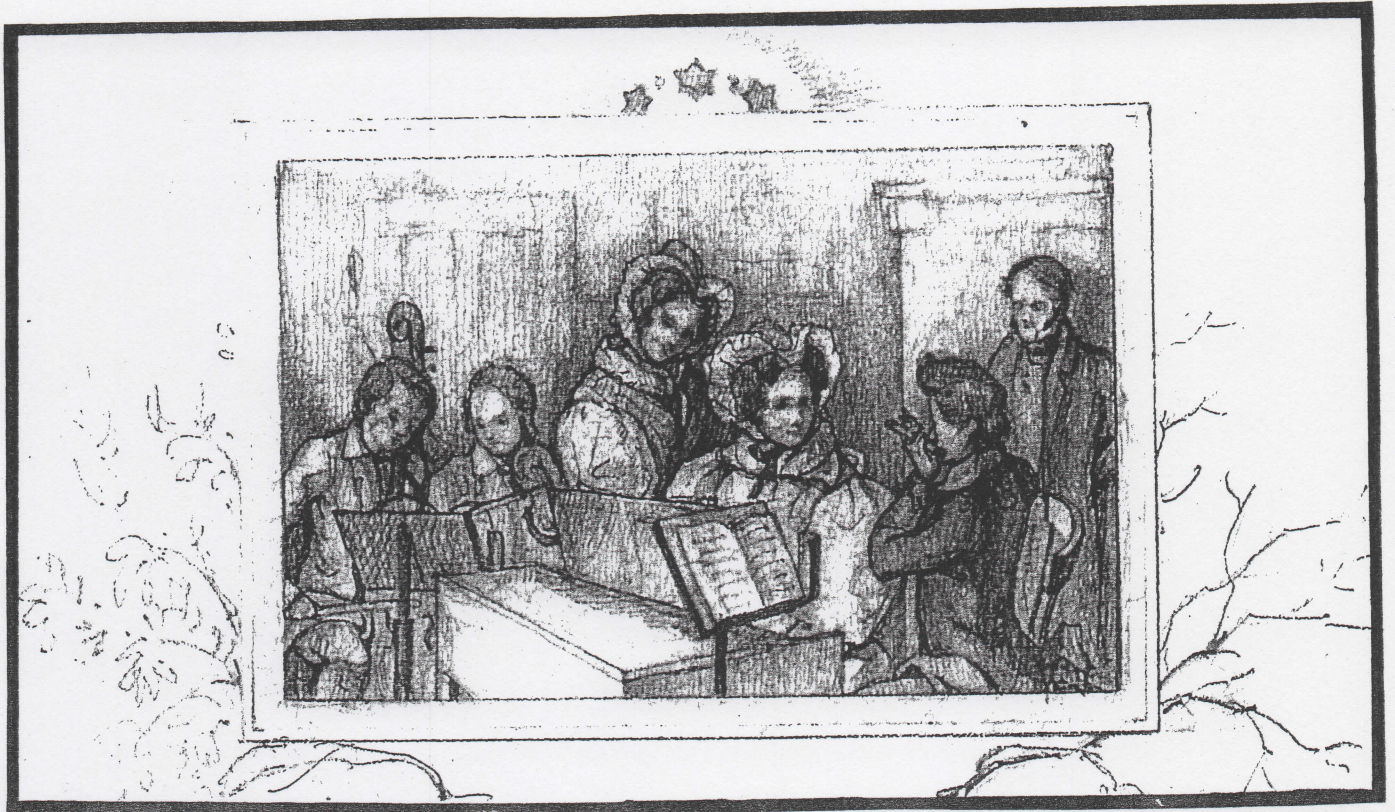
84 Band I, S. 79, 9. Dez. 1837.

85 Band I, S. 66, 6. Aug. 1837. Das [sowohl] wurde nachträglich von mir eingesetzt, nach einem Einblick in das Original.

86 Band I, S. 84, 18. Dez. 1837.



### 4.3. Der innere Kreis der Familie



Jacob, Theodor, Susanne Gsell-Schobinger, Susanne Högger, Caspar, Jacob Laurenz Gsell-Schobinger

Zum inneren Kreis der Familie rechne ich die Söhne Jacob, Caspar und Theodor. Alle drei Söhne leben in der Fremde und haben somit den innersten Kreis der Familie verlassen. Theodor bildet eine Ausnahme, da er seine Semesterferien häufig in St.Gallen verbringt. In dieser Zeit gehört er wieder zum innersten Familienkreis.

Kurz nachdem Jacob nach Brasilien aufgebrochen ist, beginnt Theodor sein Theologiestudium in Basel.<sup>87</sup> Auch die beiden Brüder führen einen Briefwechsel, der sich aber in der ersten Zeit auf einem Minimum beschränkt. Von Theodor ist kein Brief aus der Anfangszeit vorhanden. Aber aus einem Brief von Jacob an Theodor ist ersichtlich, dass auch Theodor diesem geschrieben hat.<sup>88</sup> Jacob schreibt seinem Bruder über das Leben in Brasilien, beschreibt die Natur und spricht von seiner Einsamkeit. Er betont, dass er eine

87 Band I, S. 17, 20. Juni 1836.

88 Band I, S. 62, 4. Aug. 1837.



Antwort "als Lebensfreude" betrachte, zudem seinem Bruder das Schreiben "wie Schmalz geht".<sup>89</sup>

Der Kontakt zwischen den beiden Brüdern wird zusätzlich von ihrer Mutter gepflegt. Sie schickt, wie schon erwähnt, Jacobs Briefe an Theodor weiter und hält Jacob auf dem laufenden, was sein Bruder Theodor tut:

"Bruder Theodor wird Dir seinen Brief von Basel aus beantworten, wohin er gestern wieder zurückfuhr, in seiner vierwöchentlichen Vakanz führte er hier ein behagliches munteres Nomadenleben, machte mit seinem Vater einen tüchtigen Ausflug ins Berneroberrland, wo sie aber leider mehr von dem störrischen Pluvius als von der milden Frau Sonne begleitet wurden".<sup>90</sup>

Auffallend ist, dass die Spaziergänge mit dem Vater sowohl von Theodor als auch von Jacob erwähnt werden. Sie sind fast die einzigen Erlebnisse mit dem Vater, die genannt werden.

Jacob wählt Theodor, zusammen mit Susanne Högger und seiner Mutter zum "Dreierath", dem er die Auswahl seiner Bücher überlässt. Er wünscht sich eine Menge Bücher aus Europa und lässt sich diese nach Übersee schicken. Jacob meint der "Dreierath" könne nicht besser zusammengestellt sein, denn

"das herzlich geliebte Mütterchen mit ihrem klaren poetischen Verstand, weiss am besten was für die hohen u. geringen Gaben Ihres zweitegeborenen Söhnleins passt, die poetische [durch] ihre[n] herrlichen Geni[us], die [Musik,] zur Schriftstellerin gebildete Jgfr Högger, prüft den Werth der vorgelegten Bücher u. wählt zum Besten ihres einstigen, nun [entarteten] Schülers, der Studiosus Bruder Theodor hält auf das Gelehrte u. hat sich nur in acht zu nehmen, den Verstand seines Bruder Kaufmanns nicht zu überschätzen, sondern etwas auswählen, was nicht über die Empfänglichkeit des grossen Haufens geht".<sup>91</sup>

Jacob will mit Freude dem Rate dieses "Concils" folgen.<sup>92</sup> Jacob gibt jeweils seine Bücherwünsche an und legt sie der "kompetenten Behörde" "zu Füssen", damit diese "nach guten Einsichten, das Beste auswähle".<sup>93</sup>

---

89 Band I, S. 64, 4. Aug. 1837.

90 Band I, S. 66, 12. Aug. 1837.

91 Band I, S. 54, 1. Mai 1837. Alle Angaben in eckigen Klammern wurden von mir nachträglich eingesetzt, nach einem Einblick in das Original.

92 Band I, S. 54, 1. Mai 1837.

93 Band I, S. 65, 6. Aug. 1837.

Theodor wird von seiner Mutter und von Susanne Högger nur gelobt. Sie schreiben wie fleissig er studiere, wie er seinen Charakter vervollkommne, wie er hübsch geworden und wie beliebt er bei allen sei.<sup>94</sup> Im Gegensatz dazu fallen die Beschreibungen des ältesten Sohnes Caspar eher negativ aus.

Caspar lebt seit 1834 in Paris und versucht, sich seinen Lebensunterhalt mit der Malerei zu verdienen. Er ist nicht besonders schreibfreudig, worüber sich seine Mutter immer wieder bei Jacob beschwert: "Von dir empfang ich also noch eher Briefe als von deinem harten Bruder Caspar", lauten ihre Worte.<sup>95</sup> Trotzdem versucht Susanne Gsell-Schobinger, die Verbindung zu Caspar aufrechtzuerhalten und "sein Herz für [sich] zu erweichen".<sup>96</sup> Doch auch auf einen "mütterlich zärtlichen Brief" erhält sie keine Reaktion.<sup>97</sup> Es ist aber nicht so, dass Caspar nie schreiben würde, doch seine Mutter bezeichnet es als "8 tes Weltwunder", als sie nach einer 15 monatigen Pause wieder einen Brief erhält. Sie schreibt Jacob sofort eine Zusammenfassung seines Briefes.<sup>98</sup> Sie beschwert sich aber nicht nur über das Ausbleiben von Briefen, sondern ist auch über Caspars Lebenswandel. So sagen ihr die Schilderungen von einem seiner Freunde, der sich in St.Gallen aufhält, keineswegs zu. Und dies obwohl sein Freund versuchte, ihn im vorteilhaftesten Lichte zu schildern, wie sie annimmt. Caspar sei nämlich, obwohl sie ihm erst vor zwei Monaten Geld habe zukommen lassen, schon wieder in Geldnot. Und auf die Frage, wofür er so viel Geld ausgabe, erhielt sie die Antwort, "für Theater, et pour ses menus plaisirs".<sup>99</sup> Susanne Gsell-Schobinger ist der Meinung, dass Caspar keine Oekonomie kenne und sein Geld nur für Vergnügungen ausgabe. Dies sagt seiner Mutter absolut nicht zu, doch resigniert sieht sie ein, dass mit einem Menschen von 23 Jahren keine Erziehungsversuche mehr gemacht werden können. Sie hält sich an ihre beiden anderen Söhne und sagt: "Hätte Gott mir nicht an Dir und Theodor, zwei offene, klare, fromme, reinsittliche und treulebende Kinder gegeben, das Herz würde mir brechen, nur solchen Lohn für meine Opfer geerndet zu haben. Auf Euch meine heissgeliebten, ruhet nun eures Vaters und meine ganze Hoffnung, die der gütige Gott gewiss nicht trüben

---

94 Band I, S. 78, 4. Nov. 1837.

95 Band I, S. 17, 20. Juni 1836.

96 Band I, S. 17, 20. Juni 1836.

97 Band I, S. 21, 30. Juli 1836.

98 Band I, S. 52, 23. April 1837.

99 Band I, S. 67, 12. Aug. 1837.



wird."<sup>100</sup> Sie hat grosse Erwartungen in Bezug auf Jacob und Theodor. Diese beiden dürfen auf keinen Fall versagen.

Einerseits betrüben Jacob die Nachrichten von Caspar, andererseits sträubt sich sein "brüderliches Herz" dagegen, all dies zu glauben. Während seines Aufenthaltes in Paris, als er Caspar vor seiner Abreise nach Rio besuchte, war das nämlich noch anders. Jacob nimmt Caspar in Schutz, indem er versucht, dessen Verhalten zu rechtfertigen. Wenn Caspar jetzt vielleicht ein wenig leichtsinnig sei, "so bedeutet doch dass jeder Mensch einmal eine gewisse Sudelperiode hat, und er dann in dem er alle Un..mässigkeiten abgestreift hat, desto weiser hervorgeht". Jacob glaubt, es gebe bei "allen jungen Leuten ein Zeitpunkt, wo sie das Leben nur in körperlichen Vergnügen u.

Ausschweifungen zu geniessen suchen". Er wisse selbst, dass man auf "tolle und abenteuerliche Gedanken" kommen kann, wenn man so ganz alleine in der Fremde lebt. Er empfiehlt, Caspar nach St.Gallen kommen zu lassen, denn das Familienleben würde ihn schon wieder auf den richtigen Weg bringen.<sup>101</sup> Jacob meint, dass die Fremde junge Leute auf Abwege bringen kann, und dass nur eine Radikalkur in der Heimat, bei der Familie hilft. Dieser Gedanke erwähnt auch Neumeyer, der schreibt, dass Heimat Halt gibt, indem sie Grenzen setzt.<sup>102</sup> Die Heimat und die Familie können einem Menschen den nötigen Halt geben, da sich dieser dann wieder in seiner gewohnten Umgebung und unter sozialer Kontrolle befindet.

Ein Besuch in der Heimat entspricht nicht nur dem Wunsch der Mutter und Jacobs Rat, sondern soll, laut Susanne Gsell-Schobinger, auch Caspars "Lieblingsplan" sein.<sup>103</sup>

Jacobs grosse Verbundenheit mit seinen Angehörigen zeigt sich auch in den grosszügigen Geschenken, die er ihnen zu verschiedenen Gelegenheiten zukommen lässt. So erteilt er Susanne Högger den Auftrag, den Geldbetrag in fünf gleich grosse Teile einzuteilen, die dann seine "herzlich geliebte Jgfr Högger", seinen "braven Papa", seine "gute Mama", "Künstler Caspar und Studiosus Theodor" erfreuen werden.<sup>104</sup> Jacob ist mit seinem Geld sehr grosszügig und unterstützt seine ganze Familie.

---

100 Band I, S. 67, 12. Aug. 1837.

101 Band I, S. 82f, 18. Dez. 1837.

102 Neumeyer, S. 104.

103 Band I, S. 75, 23. Okt. 1837. Alle Informationen über Caspar entnehme ich den Briefen von Jacob und Susanne Gsell-Schobiner. Von Caspars seltenen Briefen ist keiner vorhanden.

104 Band I, S. 74, 20. Okt. 1837.

Dieser innere Kreis der Familie, zu dem die in St.Gallen Lebenden Susanne Gsell-Schobinger, Susanne Högger und Jacob Laurenz Gsell-Schobinger und die ausgewanderten Söhne Jacob, Theodor und Caspar zählen, wird vorwiegend durch die Kontaktpflege von Susanne Gsell-Schobinger zusammengehalten. Doch geht die Beziehungspflege über diesen inneren Kreis hinaus. Sie spielt auch eine wichtige Rolle in der Beziehung zwischen Caroline Schobinger und Jacob, sowie zwischen Onkel Carl und Jacob.

#### 4.4. Der äussere Kreis

##### 4.4.1. Caroline Schobinger

Caroline, die auch Line genannt wird, lebt in St.Gallen und ist zum Zeitpunkt von Jacobs Auswanderung 21 Jahre alt. Sie ist die Tochter von Carl Schobinger, dem Bruder von Susanne Gsell-Schobinger. Line lebt mit ihrem Vater und fünf Geschwistern zusammen. Ihre Mutter ist schon längere Zeit tot, und sie führt als älteste Tochter den Haushalt und hat die Kinderbetreuung übernommen.<sup>105</sup> Schon in einem seiner ersten Briefe an die Mutter schreibt Jacob, dass er eine bestimmte Frau vermisse. Aus seinen Erinnerungen "strahlt wie ein Stern erster Grösse eine heraus", deren "Stumpfnäschen" seine Mutter sehr wohl kenne. Er muss ihren Namen nicht nennen, denn seine Mutter weiss genau, wer sie ist. Jacob lässt sie über seine Mutter grüssen und lässt ihr ausrichten, "dass bald ein kleiner Vogel aus Rio de Janeiro in ihr Häuschen fliegen wird" und sie dann einen gleichen Boten zurücksenden solle.<sup>106</sup> Er schreibt Caroline keinen Brief, sondern lässt ihr Nachrichten über seine Mutter ausrichten. Dies mutet um so seltsamer an, als dass Line von Jacob als "seine kleine Braut" bezeichnet wird.<sup>107</sup> Auch intimere Grüsse übermittelt Jacob über seine Mutter, wie z.B.: "[...] gebt meiner Caroline einen warmen Kuss, zwar möchte ich ihn ihr viel lieber in selbst eigener Person geben, [...]."<sup>108</sup> Die Möglichkeit, diesen Kuss zumindest in einem eigenen Brief an Caroline zu überbringen, lässt er ungenutzt.

---

105 Wahrscheinlich ist die Mutter von Caroline, Suzette Schobinger-Merz (1797–1830), in Folge der Geburt ihres letzten Kindes gestorben. Band I, S. 36, Zusatz der Editorinnen.

106 Band I, S. 14, 10. Juni 1836.

107 Band I, S. 47, 23. März 1837.

108 Band I, S. 46, 13. März 1837.

Susanne Gsell-Schobinger leistet auch hier Beziehungspflege. So liest sie Caroline aus Jacobs Brief vor:

"Caroline, deren ich mehreres aus deinem ersten Brief vorgelesen, grüsst dich tausendmal, und will dich nocheinmal an dein Versprechen erinnert haben, ihr viel und baldigst zu schreiben, noch soll ich dir mittheilen dass sie sich nicht nur im Traume sondern auch sehr oft wachend sich mit dir beschäftige, und dass sie bei ihren nicht mehr so häufigen Besuchen im Comptoir sehr bedauere nur ein einziges höchst langweiliges Gesicht zu finden, [...]."109

Sie übermittelt also nicht nur die Grüsse von Jacob an Line, sondern auch die von Line an Jacob. Diese Vermittlungsfunktion von Susanne Gsell-Schobinger dauert über ein Jahr: immer dieselben Versprechungen von Jacob, Line nun selbst zu schreiben; immer wieder Mahnungen der Mutter, im Namen Carolines, ihr endlich zu schreiben.

Susanne Gsell-Schobinger beschreibt Line als "äusserst klug und tüchtig und oekonomisch",<sup>110</sup> als "tüchtige Haushälterin und umsichtige Verwalterin".<sup>111</sup> Doch nicht nur ihr Fleiss wird betont, sondern auch ihre lustige und frohe Art.<sup>112</sup> Diese Eigenschaften sprechen sehr für eine zukünftige Ehefrau, und sie scheint daran interessiert, genau dieses Bild an Jacob weiterzuleiten. Da Caroline für sie als Schwiegertochter in Aussicht steht, ist es um so wichtiger, die Beziehung zwischen den beiden aufrechtzuerhalten.

Entsprechend wird Line auch von Susanne Högger beschrieben. Diese beginnt einen Nachtrag mit dem Lob über die "artige Cousine":

"[...] eine schöne Neuigkeit (wirst Du denken) wer kann mir etwas Gutes von ihr sagen das ich nicht schon weiss? aber Du hast sie nur als leichtes fröhliches Mädchen gekannt, nicht als sorgende jungfräuliche Hausmutter, die sich ganz ausschliesslich ihrem Haushalt u. ihren Geschwistern widmet, besonders hat sie in der Erziehung ihres kleinen Bruder Carl, Ausgezeichnetes geleistet er ist ein gescheiter fleissiger u. folgsamer Junge, [...]."113

Nach über einem Jahr erhält Caroline den ersten Brief von Jacob. Sie wartete auf seinen ersten Brief, bevor sie ihm selbst schreibt.

---

109 Band I, S. 20, 30. Juli 1836.

110 Band I, S. 57, 23. April 1837.

111 Band I, S. 47, 23. März 1837.

112 Band I, S. 66, 12. Aug. 1837.

113 Band I, S. 80f., 9. Dez. 1837.

*[The page contains dense, illegible handwritten text in cursive script, covering most of the page area.]*

*11. g... 8 = Uct...*

Von Line ist nur der Brief vom 8. Oktober 1837 erhalten, der aber sehr speziell ist. Caroline hat diesen Brief sowohl waagrecht als auch senkrecht beschrieben, wie die Abbildung zeigt. Dieser dürfte nicht nur für die Editorinnen aus unserer Zeit, sondern auch für Jacob sehr schwer zu entziffern gewesen sein. Zusätzlich erschwert wird das Entziffern dadurch, dass die Schrift der Rückseite durchdrückt.

Dieser Brief ist eine Antwort auf Jacobs ersten Brief an Caroline. Am 5. März 1837 schreibt er seiner Mutter, dass er dem "lang zurückgehaltenen Vögelein die Flügel losgebunden u. ihm die Richtung nach dem lieben Schweizerländchen gegeben" hat.<sup>114</sup>

Line beginnt ihren Brief ohne Anrede und spricht gleich die lange Zeit an, während der sie auf eine Nachricht warten musste. Sie erwähnt zuerst, dass es zwar schon einige Wochen her sei, seit sie seinen Brief erhalten habe und dieser noch immer unbeantwortet sei. Darauf wird sie deutlicher: "Aber was ist dies im Vergleich mit der Zeit welche Du für gut fandest mich warten zu lassen?"

Einige Wochen seien "bei einer solchen Entfernung nicht von grosser Bedeutung, da die Dauer der Reise ja auch so unbestimmt ist, aber Jahre, Jahre, sind dann doch keine Kleinigkeit u. was kann nicht alles in einem Jahr geschehen".<sup>115</sup> Es scheint ihr unbegreiflich, dass Jacob so lange nicht geschrieben hat. Doch auch sie hat ihm ihre Grüsse nicht in einem eigenen Brief überbracht, sondern über seine Mutter ausrichten lassen. Anscheinend wollte oder konnte sie nicht den Anfang machen, sondern wartete über ein Jahr auf seinen ersten Brief. Jacob ist derjenige, der weggegangen war, und er ist ein Mann und hätte somit den ersten Schritt machen müssen.

Line schreibt, dass sie ihm gerne eine "scharfe Busse" auferlegt hätte, doch hätte sie aus der grossen Entfernung weder die Möglichkeit zu kontrollieren, noch nicht einmal "die Genugthuung zu sehen", wie er sich dieser unterziehen würde.<sup>116</sup> Ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, dass dieser Brief, 'kreuz und quer' geschrieben, kaum lesbar, Lines Rache für Jacob ist. Sie muss gewusst haben, dass es Jacob sehr viel Zeit kosten würde, ihren Brief zu entziffern.

Line akzeptiert die Entschuldigung Jacobs nicht und meint: "Deine Entschuldigung Du glaubtest es sey mir ziemlich einerlei zu wissen wie es Dir gehe (Deine eigenen Worte) war entweder um deutsch zu sprechen, eine

---

114 Band I, S. 44, 5. März 1837.

115 Band V, S. 79, 8. Okt. 1837.

116 Band V, S. 79, 8. Okt. 1837.

Unwahrheit, oder aber Du hast mich nie recht gekannt, [...]"<sup>117</sup> Lina betont ihre fortwährende Zuneigung zu Jacob, falls nicht eine "gänzliche Umwandlung" mit ihm geschehen sei. Und obwohl sie "ziemlich viel von der französischen Lebhaftigkeit, u. in mancher Beziehung auch Flatterhaftigkeit" an sich zu haben glaubt, beteuert sie, dass in ihrem Brief doch "ein ächtes, treues Schweizerherz, das nicht so leicht vergisst" schlägt.<sup>118</sup> Sie betont, wie auch Susanne Gsell-Schobinger, ihre Lebhaftigkeit. Doch Carolines Alltag scheint nicht sehr heiter zu sein, denn aus ihrem Brief ergibt sich das Bild einer unbefriedigenden Lebenssituation. Ich möchte nun anhand ihrer Beschreibungen einen Einblick in einen weiblichen Alltag geben.

#### 4.4.1.1. Ein Einblick in Carolines Lebenssituation

Lines Beschreibungen scheinen mir sehr geeignet, um den Widerspruch zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung darzustellen.

Caroline erläutert Jacob, weshalb sie mit ihren Gedanken viel lieber in der Vergangenheit als in der Gegenwart verweilt und schreibt:

"[Es] versenkt sich meine Seele in die Vergangenheit u. verweilt Stunden lang mit Wehmuth u. Wonne in derselben, denn obschon sich die Jugend gewöhnlich auch mit der Zukunft beschäftigt, so zwingt doch, wenn man einmal ein gewisses Alter überschritten hat, nicht immer Rosen ohne Dornen, wohingegen alles was hinter uns liegt nur noch seine Lichtseiten blicken lässt, so dass wir mit mehr Lust bei der Vergangenheit als bei der Zukunft verweilen, [...]"<sup>119</sup>

Sie weiss, dass man dazu neigt, das Vergangene zu verherrlichen und nur noch die guten Zeiten in Erinnerung zu behalten. Trotzdem ist ihre Kinder- und Jugendzeit ihr "Lieblingsthema", auf dem sie "nie genug herum-dreschen kann".<sup>120</sup>

Sie beschreibt die Dinge, an die sie sich erinnert. Sie verbrachte einen Teil ihrer Kindheit mit den 'Gsell-Buben', die wie Brüder für sie waren:

"Wie hielten Caspar Du u. ich schon an den ehemaligen Familientagen, glückseligen Angedenkens, zusammen, wir mögten köcheln oder Räuberlis oder Zigeunerlis machen so gehörten wir immer zur nemlichen

---

117 Band V, S. 79, 8. Okt. 1837.

118 Band V, S. 79, 8. Okt. 1837.

119 Band V, S. 79f, 8. Okt. 1837.

120 Band V, S.80, 8. Okt. 1837.

Familie, u. im Hahnberg! - - Oh, wie treu bewahrt mein Gedächtniss alle diese Bilder aus der Kinderzeit, wie oft spiegelt meine Phantasie sie mir vor, wie manche seelige Stunde verschafft mir die Erinnerung an all die fröhlichen u. glücklichen Tage meiner Jugend' Wie manches Mal wenn ich einsam zu Hause bin, was seit dem Tode meiner Mutter täglich geschieht, [...], beschäftigt mit einer Arbeit die gewöhnlich nicht zu den unterhaltendsten gehört, versenkt sich meine Seele in die Vergangenheit [...]."121

Seit dem Tod ihrer Mutter scheinen die unbeschwerten Kindertage vorüber zu sein. Sie schreibt, sich tagtäglich nach ihrer Kindheit zurückzusehnen. Mit vierzehn Jahren musste sie die Betreuung ihrer Geschwister und die Führung des Haushaltes übernehmen. Ihr Vater ist Kaufmann und befindet sich immer wieder auf Geschäftsreisen. Während dieser Zeit muss Line alleine für den Haushalt und die Kinder sorgen. Dadurch erklärt sich auch, weshalb sie von Susanne Gsell-Schobinger und Susanne Högger als so klug, oekonomisch und tüchtig, sowie als "jungfräuliche Mutter" dargestellt wird.

Caroline scheint die Hausarbeit nicht zu mögen, sie empfindet diese Arbeit als nicht besonders unterhaltend. Susanne Gsell-Schobinger und Susanne Högger erwähnen nie, dass Line in ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter unglücklich ist, sie heben nur die positiven Seiten hervor. Da Line als zukünftige Ehefrau von Jacob gilt, wird sie nur für die dafür geeigneten Qualitäten gelobt. In Linas Brief erscheint ihre Situation in einem anderen Licht.

Sie konnte als Kind mit den Knaben zusammen spielen. Spiele wie "Räuberlis", das eher den Knaben, und "Köcheln", das eher den Mädchen zugeschrieben wird, spielten sie gemeinsam. Doch mit dem Tod ihrer Mutter änderte sich die Situation schlagartig. Sie musste nun den Haushalt führen und die Aufgaben einer Mutter übernehmen. Die 'Gsellen-Buben' konnten alle das Gymnasium besuchen, Caroline hatte diese Möglichkeit nicht.<sup>122</sup> Da sie ein Mädchen war, zudem die Älteste, führte ihr Lebensweg in eine andere Richtung. Sie konnte keine Ausbildung machen, was für sie als Bürgers- und Kaufmannstochter in dieser Zeit durchaus möglich gewesen wäre. Sie konnte mitverfolgen, wie ihre Cousins eine höhere Schule besuchten und eine Ausbildung absolvierten. Die Knaben hätten auch beim Tod ihrer Mutter die Chance gehabt, eine Ausbildung zu machen, da sie niemals die Pflichten einer Mutter und Hausfrau hätten übernehmen müssen.

Line ist nicht sicher, ob Jacob sie versteht.

---

121 Band V, S. 79, 8. Okt. 1837.

122 Otto Gsell, S. 69.

"Du billigst u. begreifst mich hier vielleicht nicht ganz, denn da Du nur ein Jahr älter bist als ich, so bist Du im Verhältniss als Jüngling, noch bedeutend jünger als ich, so ist die Zeit von der ich spreche wohl für Dich noch nicht gekommen doch später denkst Du vielleicht auch wie ich, wenn nicht etwa das männliche Gemüth in diesem wie in so manchem Anderem vom weiblichen abweicht."<sup>123</sup>

Sie weiss, dass sich Frauen viel früher mit Dingen beschäftigen müssen, von denen Männer noch keine Ahnung haben. Deshalb fühlt sie sich älter als Jacob, obwohl sie in Wirklichkeit jünger ist. Sie ist sich auch nicht sicher, ob Männer sich je mit diesen Angelegenheiten beschäftigen müssen, da das männliche "Gemüt" vom weiblichen abweicht. Sie geht von sich aus, sieht ihre Lebensrealität als Norm an, von der die männliche Realität abweicht.

#### 4.4.2. Onkel Carl Schobinger

Carl Schobinger unterhält mit Jacob geschäftliche Verbindungen. Sie führen einen rein geschäftlichen Briefkontakt, von dem aber nichts erhalten ist. Somit erfährt man über Carl Schobinger nur etwas aus den Briefen von Jacob und Susanne Gsell-Schobinger.

Jacob hat im Textilgeschäft seines Onkels eine Kaufmannslehre absolviert,<sup>124</sup> und er hat von diesem zwei Empfehlungsschreiben an Handelshäuser in Rio erhalten. In Le Havre erwähnt Jacob das erste Mal, einen Brief von Onkel Carl erhalten zu haben:

"Er schreibt mir darin, ich glaube, aus Furcht vor zu grossem Porto, nicht eher von Rio zu schreiben, als bis ich ihm etwas von Geschäften zu melden habe. Auch fügt er noch zwei Recommandationsschreiben bei, das eine an das Haus Biesterfeld zu Rouquette, das andere an A. Lauba & Co."<sup>125</sup>

Jacob ist mit der Absicht von St.Gallen weggegangen, in Rio Geschäfte mit oder für seinen Onkel zu machen. Sein Onkel ist als Kaufmann daran interessiert, in Rio einen neuen Handelsplatz zu finden oder diesen auszubauen. Jacob erhält dadurch die Möglichkeit, als erstes seine Sporen als Angestellter in einem Handelshaus abzuverdienen und daneben Geschäfte mit seinem Onkel zu

123 Band V, S. 80, 8. Okt. 1837.

124 Otto Gsell, S. 70.

125 Band I, S. 10, 19. Feb. 1836.

Aber mein lieber Onkel das geht nicht so geschwind, zwischen Rio und St.Gallen ist ein ziemlicher Unterschied, ich schreibe ihm heute noch nicht, denn seine Aufträge erfordern Zeit, um sie auszufüllen."<sup>129</sup> Er erteilt seiner Mutter zwar nicht wörtlich den Auftrag, seine Informationen weiterzuleiten. Doch er schreibt in einer Art direkten Rede an Onkel Carl, so dass klar wird, dass Susanne Gsell-Schobinger



betreiben. Carl Schobinger ist zugleich der Bankier von Jacob, der z.B. das Geld, das Jacob an seine Familie schickt, ausbezahlt.<sup>126</sup>

Da der Briefwechsel zwischen Onkel und Neffen rein geschäftlicher Natur ist, erwähnt Jacob speziell, dass sein Onkel, trotz seiner "Trokkenen Manier", ihm etwas Herzliches geschrieben hat:

"Ich ersehe daraus, dass er recht warmen Anteil an mir nimmt, auch bitte ich Euch, ihm zu sagen, dass ich mit dem nächsten Schiff, das nach Havre geht, etwa in drei Wochen, einen recht ausführlichen Bericht über alle nachgefragte Artikel an ihn abgehen lasse und überhaupt schon ziemlich aufs Spionieren ausgegangen sei. Ich hoffe doch wenigstens, dass mein Brief ihn noch in St.Gallen antreffen werde."<sup>127</sup>

Auch in geschäftlichen Angelegenheiten wendet sich Jacob an seine Mutter und kann sie dadurch über seine geschäftlichen Verhältnisse zu Onkel Carl informieren. Sie andererseits sendet ihm die Wünsche seines Onkels: "Onkel Carl den ich diese Woche gesprochen, hätte auch sehr gerne Briefe von dir und eine ausführliche Schilderung von dem Handlungsplatze von Rio."<sup>128</sup> Carl Schobinger kennt also den Handelsplatz Rio nicht, sondern will von Jacob etwas darüber erfahren.

Jacob erzählt seiner Mutter, dass er von Onkel Carl in einem Brief gebeten wurde, bei all seinen "Consignataires herumzulaufen, und aufzunotiren, wo sie verkauft, oder was noch lagert, überhaupt allen seinen Waaren nachzusehen. Aber mein lieber Onkel das geht nicht so geschwind, zwischen Rio und St.Gallen ist ein ziemlicher Unterschied, ich schreibe ihm heute noch nicht, denn seine Aufträge erfordern Zeit, um sie auszufüllen."<sup>129</sup> Er erteilt seiner Mutter zwar nicht wörtlich den Auftrag, seine Informationen weiterzuleiten. Doch er schreibt in einer Art direkten Rede an Onkel Carl, so dass klar wird, dass Susanne Gsell-Schobinger diese weiterleiten muss.

Sie schreibt, dass sie ihrem Bruder auch aus Jacobs Briefen vorliest und hebt das Lob ihres Bruders gegenüber Jacob hervor. Sein Onkel hält "wichtige Stücke" auf ihn und lobt vor allem seine Sparsamkeit.<sup>130</sup> Sie bestärkt ihre Meinung, indem sie anführt, dass auch Carl so denkt.

126 Es scheint üblich gewesen zu sein, dass die Kaufleute einen Bankier in der Heimat hatten, mit dem sie auch in Handelsbeziehungen standen. Béatrice Ziegler-Witschi, Schweizerische Kaufleute in Brasilien im 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas, Hg. Günter Kahle et al., Köln/Wien 1988, Band 25, S. 156. Im weiteren zitiert als Ziegler-Witschi 1988.

127 Band I, S. 13f, 10. Juni 1836.

128 Band I, S. 20, 30. Juli 1836.

129 Band I, S. 26, 7. Sept. 1836.

130 Band V, S. 3, 21. Sept. 1836.

Carl Schobinger reist im Herbst 1836 geschäftlich nach Nordamerika. Da von da an Jacob nichts mehr von ihm hört, bittet er seine Mutter, ihm mitzuteilen, falls sie etwas erfahren sollte.<sup>131</sup> Als Caroline einen Brief von ihrem Vater erhält, sendet sie ihn gleich an Susanne Gsell-Schobinger weiter. Auch hier wird der Brief in der Familie weitergereicht. Susanne Gsell-Schobinger erhält ebenfalls Briefe von ihrem Bruder. So schreibt sie an Jacob:

"Von Onkel Carl empfang ich vergangene Woche einen grossen, toll lustigen Brief von New York, der mich sehr beruhigte über seine Geschäfte, sein Aufenthalt wird sich noch sehr lange verzögern, da er nun auch die guten Zeiten abwarten will, [...]."<sup>132</sup>

Schon zwei Monate später schreibt sie anders über die geschäftlichen Verhältnisse ihres Bruders. Obwohl er, laut Susanne Gsell-Schobinger, in seinen Briefen nichts von einer Geschäftskrise mitteilt, sondern "heitersten Muthes, die fröhlichsten, spasshaftesten Briefe" schreibt, hat sein Sohn Fritz die Geschäftsbücher in Ordnung gebracht. Die Bilanz lieferte ein unerfreuliches Resultat, "nemlich dass sein Vater nicht nur gar kein Vermögen besitze, sondern durch häufige Verluste der letzten Waarensendungen, im Rückstand sei".<sup>133</sup> Susanne Gsell-Schobinger kann dies nicht glauben, ja ihr missfallen die Anklagen über den "Leichtsinn und [die] Sorglosigkeit" ihres Bruders. Sie meint, dass Fritz in der Abwesenheit des Vaters mit seiner "wohlbekannten Superklugheit [...] die Sache so verkehrt als möglich zu Aller Schaden und Nachtheil behandelt". Sie wollten nämlich "die Wohnung im Schaaf ausleihen, die Pfauen und den Loko verkaufen und solch auffallende Dinge mehr".<sup>134</sup> Es ist ihr klar, dass durch solch auffallende Aktionen sofort alle den Verdacht schöpfen, dass das Geschäft in einer Krise steckt. Ein ausführlicher Bericht wurde zu Onkel Carl gesandt und sie warten nun auf seine Anweisungen. "Ich sehe schon", schreibt Susanne Gsell-Schobinger, "durch meine Offenheit büsste ich das Vertrauen von Carls Kinder ein, da Fritz durchaus keinen Tadel vertragen will. Gebe nur der Himmel seinen Segen zu Carls Unternehmungen denn ohne Geld und ohne Liebe wäre es ja unerträglich auf dieser Erde!"<sup>135</sup> Sie ist sehr besorgt um das Wohl ihres Bruders.

131 Band I, S. 32, 23. Dez. 1836.

132 Band I, S. 70, 2. Sept. 1837.

133 Band I, S. 78, 4. Nov. 1837.

134 Band I, S. 78, 4. Nov. 1837.

135 Band I, S. 78, 4. Nov. 1837.

Die Vermutung einer Geschäftskrise Carl Schobingers ist nicht einfach aus der Luft gegriffen. In jener Zeit stecken viele Handelshäuser in Krisen, einige gehen bankrott und viele Geschäftsleute kommen ohne Geld oder sogar verschuldet aus der Fremde zurück. Dass sich Susanne Gsell-Schobinger und Jacob über diese Handelskrise unterhalten, ist nur zu gut verständlich. Schon im Frühling des Jahres 1837 schreibt Jacob von den schlechten Geschäften und davon, dass bereits fünf Häuser in Rio ihre Zahlungen eingestellt haben.

#### 4.4.2.1. Die Handelskrise im Jahr 1837

Die Handelskrise besteht zu dieser Zeit nicht nur in Europa, sondern auch in Nord- und Südamerika. Susanne Gsell-Schobinger schreibt:

"Wir leben nun hier in einer ernsten Jammerzeit, die unerhört vielen Falliten von Amerika, England, Italien und allen Gegenden Europas werden ihre besorglichen Rückwirkungen auch auf unsere erschrockene Handelswelt haben, Geschäfte macht man jetzt beinahe keine, und da unser Städtchen nur durch den Handel existirt so steht ihm eine schwere Prüfung bevor, [...]."<sup>136</sup>

Sie erzählt von Leuten, die bankrott gegangen sind. Einige kehren aus dem Ausland zurück und müssen ihre Geschäfte liquidieren, wie beispielsweise Herr Beuter, der "von Amerika ohne Geld zurückgekehrt [ist] muss nun zum zweitenmale liquidieren".<sup>137</sup> Es sei sehr still "am merkantilischen Horizonte, die grossen Gestirne (dem Himmel seis gedankt) wanken noch nicht, Sternschnuppen gab es leider einige".<sup>138</sup> Die grossen Geschäfte seien in St.Gallen noch nicht so stark von der Krise betroffen, doch die kleinen spürten es schon.

Auch Jacob berichtet von den "miserablen Handelszeiten" und davon, dass Vetter Andreas Wegelin, sein ehemaliger Gastgeber, nun die Zahlungen eingestellt habe. Interessanterweise führt Jacob dies nicht ausschliesslich auf die schlechten Handelszeiten zurück, sondern "sein Unglück ist dass er zu nachgiebig und ganz unter dem Pantoffel eines gemeinen Weibes war und noch ist". Sein Geld sei von der Familie seiner Frau "aufgegessen" worden.<sup>139</sup> Diese

136 Band I, S. 59, 16. Mai 1837.

137 Band I, S. 68, 12. Aug. 1837.

138 Band I, S. 61, 19. Juli 1837.

139 Wegelins Frau ist Brasilianerin. Ich werde später, wenn es um das Bild der BrasilianerInnen geht, darauf eingehen.

Neuigkeit werde den St.Gallern das Sprichwort "es ist nicht alles Gold was glänzt" wieder einprägen.<sup>140</sup> Jacob wiederholt in seinen Briefen öfters, dass seine Eltern das Gerücht, dass man in Brasilien das Geld auf der Strasse finde, richtigstellen sollen. Wegelin ist ein lebendiges Beispiel dafür. Auch einem zweiten Schweizer, Thomann, widerfährt dasselbe Schicksal. Thomann ist von der Tagsatzung zum schweizerischen Handelskonsul in Rio de Janeiro gewählt worden. Jacob meint aber, dass er, solange seine Situation unklar sei, diesen Posten nicht annehmen werde. Er betont nochmals, dass die Beispiele Wegelin und Thomann den St.Gallern die Augen öffnen sollen, damit sie endlich begreifen würden, "dass man keine Goldschollen mehr in Rio sondern eher Schuldtitel findet".<sup>141</sup>

## **5. Die brasilianische Gesellschaft**

In diesem Teil werde ich aufzeigen, wie Jacob die brasilianische Gesellschaft beschreibt. Seine Beschreibungen sind gekennzeichnet von einem Wahrnehmungsmechanismus, der nicht etwa ein objektives Bild dieser Gesellschaft gibt, sondern aufzeigt, durch welche Normen und Vorstellungen Jacob als Schweizer und als Mann geprägt ist.

Jacob geht als junger Mann nach Brasilien. Das Verlassen seines gewohnten sozialen Umfeldes bedeutet einerseits, Abschiedsschmerz und aufkommendes Heimweh zu erleben, andererseits neue Freiheiten zu bekommen. Es bedeutet einen Ausbruch aus einem kontrollierten sozialen Umfeld in eine fast gänzliche Anonymität. Jacob kennt kaum jemanden in Rio und muss sich ein neues soziales Umfeld aufbauen. Von Andreas Wegelin wird er in "die Germania", eine Gesellschaft von Deutschen und Schweizern, eingeführt.<sup>142</sup>

Béatrice Ziegler-Witschi hält in ihrem Aufsatz über schweizerische Kaufleute in Brasilien fest, dass diese sich, mit ganz wenigen Ausnahmen, als Fremde wahrnahmen und sich vorwiegend in einem Kreis von Schweizerinnen und Schweizern aufhielten. Diese hatten sogar ein Bewusstsein, bei dem die Kantonszugehörigkeit wichtiger als der Schweizerpass war.<sup>143</sup> Das heisst, dass der Kontakt zu den Brasilianern nicht über ein geschäftliches Verhältnis hinausging. Jacob bezeichnet die Leute in Brasilien als "Brasilianer",

---

140 Band I, S. 72, 25. Sept 1837.

141 Band I, S. 84, 18. Dez. 1837.

142 Band I, S. 12, 26. April 1836.

143 Ziegler-Witschi 1988, S. 161.



"Brasilianerinnen", "Portugiesen", "Sklavinnen" und "Sklaven", diese Begriffe werde ich übernehmen.<sup>144</sup>



Rio de Janeiro

Jacob passt sich schon bald dem brasilianischen Lebensstil an und nennt sich selbst einen "halben Brasilianer".<sup>145</sup> Er unterlässt es aber nicht, sich deutlich von den Portugiesen zu unterscheiden.<sup>146</sup> Er betont, dass er zwar seinen Namen gegen den Namen Diego eingetauscht, aber deshalb noch lange nicht die Falschheit der Portugiesen angenommen habe.<sup>147</sup> So seien die Bewohner Brasiliens ein wahrer Gegensatz zu den Menschen in der Schweiz, "dort treu

144 Es ist mir klar, dass die Brasilianische Gesellschaft vielfältiger und vielschichtiger ist, als dies in diesen Gruppen zum Ausdruck kommt. Doch geht es mir darum, anhand der Beschreibungen von Jacob etwas über seine Wahrnehmungen auszusagen.

145 Band I, S. 57, 5. Mai 1837.

146 Jacob spricht häufig von den "Portugiesen", wobei es mir hier nicht klar ist, ob er damit "Portugiesen" oder "Brasilianer" meint. Denn das Kaiserreich Brasilien bildet seit 1822, nachdem es sich von Portugal losgesagt hat, eine eigene Nation. Ziegler-Witschi 1988, S. 145.

147 Band I, S. 45, 5. März 1837.



und bieder, hier falsch u Heimtückisch".<sup>148</sup> Er ordnet ganzen Nationen jeweils ein Verhalten zu, den Schweizern alles Positive und den Brasilianern alles Negative. Nicht nur die Portugiesen empfindet er als falsch und heimtückisch, sondern auch die Sklaven. So könne man das Haus nur alle zwei Tage verlassen, weil immer ein Weisser im Haus sein muss, "da den Schwarzen nichts überlassen werden kann, sie rauben u stehlen [wie] die Mäuse und Ratten".<sup>149</sup> Zudem wollen ihm die "Schwarzen Gesichter nicht so ganz behagen".<sup>150</sup> Mit diesen Vorurteilen belastet und durch gesellschaftliche Normen bestimmt, hält sich Jacob in einem Umfeld von Schweizern und Deutschen auf.

Jacobs Einschätzung der brasilianischen Frauen ist vielschichtig. Einmal schwärmt er von deren Schönheit, ein anderes Mal beklagt er deren Falschheit. So schreibt er die Zahlungsunfähigkeit Wegelins, hauptsächlich dessen brasilianischen Frau zu. Wegelin stünde unter dem Pantoffel eines "gemeinen Weibes" und man könne mit Recht sagen, dass "sein Geld gegessen wurde [...] die Familie, Vettern u. Basen, Onkel u. Tanten überhaupt das ganze Geschmeiss der Verwandtschaft seiner Frau frassen ihn aus dem Hause".<sup>151</sup> Er schildert ein Bild einer böartigen Frau, die mitsamt ihrer gefräßigen Verwandtschaft nur profitieren wolle und einen ehrlichen Schweizer 'bis aufs Blut ausgesaugt' hat. Doch die Brasilianerinnen entlocken Jacob auch löbliche Worte, die sich meist auf deren Schönheit beziehen.<sup>152</sup> Seine Beschreibungen beziehen sich aber nicht nur auf deren Schönheit, sondern auch auf deren 'lockeren' Umgang. Er lernt zum Beispiel die beiden Töchter von Wegelins Frau kennen, mit denen er sich amüsiert:

"[...], da besonders in hier der Umgang mit Frauenzimmerchen [...] viel freier ist und die Demoiselles nicht bei jedem Schritte fragen, darf ich dieses auch nach den Regeln der hohen Welt tun, oder soll ich es unterlassen, nein, hier lässt man der Natur den Lauf und fällt daher in das andere Extrem."<sup>153</sup>

Das "freie" Verhalten der Brasilianerinnen imponiert ihm. Diese würden sich einfach nach ihrer "Natur" verhalten. Jacob schreibt damit den Brasilianerinnen einen Charakter zu, den er mit ihrer "Natur" gleichsetzt. Er denkt, dass ihr

148 Band I, S. 74, 20. Okt. 1837.

149 Band I, S. 94, 28. Feb. 1838. Das [wie] wurde nachträglich von mir eingesetzt, nach einem Einblick ins Original. In der Edition steht "mir".

150 Band I, S. 23, 10. Aug. 1836.

151 Band I, S. 72, 25. Sept. 1837.

152 Z.B. Band I, S. 55, 1. Mai 1837 / S. 102, 18. April 1838.

153 Band I, S. 14, 10. Juni 1836.

Verhalten nicht von gesellschaftlichen Normen eingeschränkt ist. Dass aber auch die Brasilianerinnen an die Normen ihrer Gesellschaft gebunden sind, belegt Marinete dos Santos Silva in ihrem Aufsatz über die Prostitution in Rio de Janeiro im 19. Jahrhundert. Zwar würde von vielen Historikern die sogenannte "Sittenfreiheit" hervorgehoben, die im Brasilien des 19. Jahrhunderts herrschte, doch galten diese Freiheiten nur für Männer. Die weisse Frau wurde zu häuslichen Tätigkeiten und zur Familienmutter erzogen. "Man vergötterte die reine Frau" und die Keuschheit vor der Heirat war ein Gebot, sowie die anschliessende Treue.<sup>154</sup>

Weshalb nimmt Jacob das Verhalten der Frauen als freier wahr, obwohl die brasilianische Gesellschaft, genauso wie die europäische, klare Normen für weibliches Verhalten vorschreibt?

Die gesamte brasilianische Gesellschaft ist Jacob fremd, was sich sehr deutlich an seinen Beschreibungen der dort herrschenden Sitten und Bräuche feststellen lässt. Auch die Frauen verhalten sich anders. So beschreibt Jacob, dass er mit seinen Freunden an den Osterfeiertagen eine Tour durch alle Kirchen unternahm, nicht etwa um sich religiös zu stimmen, "sondern um die hübschen Brasilianerinnen" in Augenschein zu nehmen.<sup>155</sup> Dies sei an einem Festtage gar nicht anstössig, "nein im Gegenteil, denn die Bewohnerinnen dieses Landes, an den Werktagen in den Häusern eingeschlossen, betrachten die Kirchen als einen Ort des Amusements, wo sie sich in allem Putze in Seide gehüllt u mit Perlen u Diamanten geschmückt zeigen, nach Herzenslust mit Ihres Gleichen plaudern u dazwischen hinter Ihren Fächern hervor verstohlen, schmachtende Blicke auf gewisse Geschöpfe mit Gürteln u Hosen werfen können".<sup>156</sup> Die Brasilianerinnen verhalten sich an religiösen Festen nach einem anderen Schema, wie die Frauen in der Schweiz. Sie nutzen die Kirche als öffentlichen Raum, um sich zu amüsieren. Jacob und seine Kollegen, die die "hübschen Brasilianerinnen" begutachten wollen, fühlen sich durch dieses Verhalten angezogen. In St.Gallen würde dieses Benehmen als anstössig gelten, doch in Brasilien scheint es die Norm zu sein, und Jacob lässt sich auch selbst darauf ein.

---

154 Marinete dos Santos Silva, Die Prostitution in Rio de Janeiro im 19. Jahrhundert, in: Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive: Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung, Hg. Ursula A.J. Becher, Jörn Rüsen, Frankfurt 1988, S. 292f.

155 Band I, S. 102, 18. April 1838.

156 Band I, S. 102f., 18. April 1838.

Die Gesamtheit der Aussagen über die BrasilianerInnen und SklavInnen zeigen, dass diese Gesellschaft für Jacob fremd ist, und er sie zunächst eher negativ einschätzt, obwohl auch häufig eine Faszination aus seinen Erzählungen spricht. Jacob äussert sich nie über die sozialen Verhältnisse in Rio, schreibt nie ablehnend über die Sklavenhaltung oder kritisiert das politische System des Kaiserreiches. Dies ist im Zusammenhang mit seiner Selbstwahrnehmung, er nennt sich "Radicaler", zunächst erstaunlich. Er betont stets seine Freiheitsliebe, und wenn beispielsweise sein Chef von ihnen verlangt, "die schönen Diener" zu spielen, so sagt er, dass er als "Schweizer u zudem noch ein Radicaler" sich nie dem unterziehen werde.<sup>157</sup> Er bringt seine politischen Ideen allerdings nicht mit der brasilianischen Gesellschaft in Verbindung; was er für sich und die Schweiz in Anspruch nimmt, überträgt er noch lange nicht auf die andere Gesellschaft. Daraus wird ein "doppelter Standard" ersichtlich, bei dem die politischen, wie auch sozialen Gegebenheiten in Brasilien nicht mit den Ansprüchen, die er für die schweizerische Gesellschaft anstrebt, übereinstimmen. Er übernimmt unreflektiert die Sitte der Sklavenhaltung und äussert sich bei politischen Auseinandersetzungen in Brasilien zugunsten der Regierung.<sup>158</sup>

Jacobs Beschreibungen demonstrieren exemplarisch die Wahrnehmungen eines Mannes, eines Schweizers und eines Fremden. Welche dieser drei Kategorien seine Wahrnehmungen am meisten prägen, ist nicht klar auszumachen. Er kann keine dieser 'Lasten' einfach abwerfen, sondern bleibt durch sein Geschlecht und durch die Gesellschaft, in der er lange Zeit gelebt und seine Kindheit verbracht hat, geprägt, wie auch durch die Kreise, in denen er in Brasilien verkehrt. Sehr schön zeigt sich das in den Gegenüberstellungen, die er jeweils macht. Er beschreibt die Brasilianer im Gegensatz zu den Schweizern oder das Verhalten der Brasilianerinnen im Vergleich zu demjenigen der St.Gallerinnen.

Hier möchte ich nun eine Überleitung vom Jahr 1838 bis zum Jahr 1846 machen. Diese Zeit wird anhand der Beschreibungen über Lines Werdegang und über die geschäftlichen Veränderungen in Rio beschrieben.

---

157 S. 82, 18. Dez. 37.

158 In der zweiten Hauptstadt Bahia, wie Jacob sagt, ist eine Revolution ausgebrochen. Die Aufständischen wollen sich von der brasilianischen Regierung loslösen. "Diese Nachricht hat hier auf den Handel keinen günstigen Eindruck gemacht", schreibt Jacob, "doch hofft man jetzt mit baldiger Dämpfung der Unruhen (...)." (Band I, S. 84, 18. Dez. 1837). Jacob ist in erster Linie am Funktionieren des Handels interessiert.



## 6. Die Zeit zwischen 1838–1846

Susanne Gsell-Schobinger berichtet über alle ihr relevant erscheinenden Veränderungen in St.Gallen. So berichtet sie Jacob auch von einer geplanten Hochzeit, die ihn speziell interessieren dürfte. Nämlich von einem Heiratsantrag, den Bartholome Sulzberger Caroline Schobinger im Mai 1838 macht. Obwohl Jacob dies schon längst hätte erwarten können, dürfte die Nachricht, laut Susanne Gsell-Schobinger, einen "eigenen Eindruck" auf ihn machen. Jacob hat Line bis zu diesem Zeitpunkt nur einen einzigen Brief geschrieben und wünscht, schon bevor er von Lines geplanter Hochzeit erfährt, den Briefkontakt zu ihr abzubrechen. Trotzdem "betrübt" ihn diese Neuigkeit. Er versucht seine Betroffenheit folgendermassen zu bagatellisieren:

"[...], aber Ihr stellt Euch vielleicht den Eindruck ganz verkehrt vor, wahrscheinlich glaubt Ihr, dass ich nach Empfangen der betäubenden Nachricht 8 od. 14 Tage gefastet habe, dass ich beim Mondschein in einsamen Wegen verzweiflungsvolle Monologe gehalten, mit düstern Blicken die Welt betrachtet u die Menschen als eine Schaar Teufel verwünscht habe, dem war aber nicht so, denn dazu ist Euer Joggeli viel zu prosaisch, mit gleich grossem Appetite biss ich [...] in den saftigen Braten, mit vieler Zufriedenheit dachte ich es gibt ja noch mehr solch liebliche Geschöpfchen auf der weiten Welt, u mit freiem Augen kann ich nun auch hiesigen Schönheiten betrachten [...]." <sup>159</sup>

Jacob möchte seinen Kontakt zu Caroline abbrechen, trotzdem berichtet Susanne Gsell-Schobinger laufend über deren Befinden. So scheint Susanne Gsell-Schobinger Lines Brautgeschichte etwas "lau und monoton" zu sein.<sup>160</sup> Zudem ist ihre körperliche Verfassung schlecht; sie scheint weder "gesund, blühend noch befriedigt" zu sein. Sie habe gealtert und sei "verwelkt".<sup>161</sup> Die Hochzeit findet aber trotz ihrer schlechten Verfassung im Mai 1839 statt. Im Herbst 1839 erleidet Line eine Fehlgeburt, durch die sie nun an "Nervenzufällen" leide, wie ihre "Mutter seelig". Etwas "missvergnügetes wahrscheinlich krankhaft gereiztes" spreche aus ihren Zügen.<sup>162</sup> Nach ihrer ersten Fehlgeburt bringt Line im September 1840 ein "gesundes Mädchen" zur Welt. Doch ihr 'Glück' hält nur kurz an, sie gebärt im Oktober 1841 ein totes Kind.

---

159 Band I, S. 114f, 6. Aug. 1838.

160 Band I, S. 121, 28. Okt. 1838.

161 Band II, S. 138, 24. März 1839.

162 Band II, S. 167, 28. Okt. 1839.

Seit der Heiratsankündigung beschreibt Susanne Gsell-Schobinger sie nur noch als kränklich, leidend und "missvergnügt". Von ihrer lustigen frohen Art ist nicht mehr viel übrig. Da sie nicht mehr als potentielle Schwiegertochter gilt, instrumentalisiert sie Susanne Gsell-Schobinger um Jacob mitzuteilen, dass diese als Ehefrau und Gebärerin versagt hat, und er demnach froh sein kann, dass er sie nicht geheiratet hat.

Line schreibt nach ihrer Hochzeit noch einen zweiten Brief an Jacob, den dieser, zwar ungerne, beantworten will. Damit bricht der Kontakt zwischen Caroline Schobinger und Jacob Gsell ab. Susanne Gsell-Schobinger erwähnt sie nicht mehr häufig und das Grüsseausrichten beschränkt sich auf einem Minimum.

Jacobs geschäftlicher Werdegang spielt sich folgendermassen ab: seit Beginn seines Aufenthaltes in Rio, arbeitet er beim Handelshaus Romberg, Schleiden und Töpcke. Im Mai 1840 äussert er das erste Mal sein Vorhaben, ein eigenes Geschäft zu gründen, sich "zu etablieren", wie er sagt. Dazu fehlt ihm das Startkapital, "das Bagatell von ca f 10-15000", wie er es bezeichnet.<sup>163</sup> Er möchte mit den St.Gallern Friederich Billwiller und Reinhold Laquai, mit denen er befreundet ist, ein Geschäft gründen. Billwiller befindet sich seit Oktober 1836, Laquai seit dem Sommer 1837 in Rio de Janeiro. Beide sind wie Jacob in Handelshäusern tätig. Die drei jungen Männer verbindet eine Freundschaft, sie wohnen zusammen und unternehmen gemeinsam Ausflüge.

Jacob schreibt seiner Mutter von ihrem Vorhaben und bittet sie, sich in St.Gallen nach Geldgebern umzusehen. Jacobs Pläne werden aber von der schlechten wirtschaftlichen Lage durchkreuzt, denn es gelingt Susanne Gsell-Schobinger nicht, das nötige Startkapital aufzutreiben. Jacob schreibt dazu:

"Der zweite Brief bringt mir keine angenehmen Nachrichten, nemlich das gänzliche Misslingen meines Planes mich hier zu etabliren, bei den jetzigen so ungünstigen Handelsverhältnissen St.Gallens, wo eine Menge Falliten ausgebrochen sind, muss ich aber leider einsehen, dass für längere Zeit wenigstens, von diesen Plänen ganz abstrahirt werden muss."<sup>164</sup>

Jacob bleibt noch fast ein Jahr im Hause Romberg, Schleiden und Töpcke und wechselt im Sommer 1841 in das französische Haus J. Thibaud Boez & Co. Die Pläne von dem eigenen Geschäft sind aber nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. So eröffnen die drei Herren Billwiller, Gsell und Laquai auf den

---

163 Band II, S. 201, 28. Mai 1840.

164 Band II, S. 220, 25. Nov. 1840.

sogenannten schönen Geschlecht zu suchen, [...]".<sup>167</sup> "Helft ihm dazu wo Ihr könnt", lautet Jacobs Aufforderung.<sup>168</sup> Susanne Gsell-Schobinger nimmt diesen Auftrag entgegen und schreibt: "Mütterchen wird freundlich und gern die Wünsche ihres herzgeliebten Brasilianers erfüllen und dem gestrengen Herrn Associé alles Freundschaftliche erweisen."<sup>169</sup> Um Jacob auf dem Laufenden zu halten, will sie das "Désastre", welches Friederich Billwiller unter den "St.Galler Schönen" anrichten wird, ihrem Sohn getreulich melden.<sup>170</sup> Jacob selbst ist gespannt, wie die Verkuppelungsversuche vorankommen. Er will wissen, wie Billwiller "der Schaar von suchenden Mädchen + Müttern" gefällt und ob er schon Eroberungen gemacht hat.<sup>171</sup> Jacob will alles genau wissen, um es später vielleicht selbst nachahmen zu können, sicher aber um seine Neugier zu befriedigen.

Als Jacob erfährt, dass Billwiller nach einigen Monaten immer noch nicht verlobt ist, bittet er seine Mutter nochmals eindringlich mit den Worten: "Helft ihm doch ein wenig dazu, sonst kommt uns der verdammte Pohn wieder ledig + langweilig allein zurück [...]"<sup>172</sup> Jacob hat die Hoffnung, dass Billwillers zukünftige Frau, mit "ihrem frohen Muth u muntern Sinn die ganze Umgebung, auch die kalten einsilbigen Americaner die aber doch im Herzen noch Schweizer sind, erheitern wird".<sup>173</sup> Die Frau Billwillers würde somit auch ihm zur allgemeinen Unterhaltung dienen.

Jacob zählt auf die Hilfe seiner Mutter und ist überzeugt, "was man will das kann man + Ihr müsst also nur wollen".<sup>174</sup> Um seiner Mutter eine kleine Hilfe zu geben, beschreibt er Billwillers Aussehen und Charakter folgendermassen: "[...], schön ist er nicht aber gescheid - gefühlvoll nicht allzu sehr, das verlirt sich in America – hat aber Bazen – Religion etwas schwach – doch zählt er noch keine 40 Jahre – besitzt viele Welt + Menschenkenntniss etc etc [...]"<sup>175</sup> Diese Vorzüge heben seine negativen Eigenschaften auf. Im April 1847 erfährt Jacob von Billwiller, dass er sich verlobt hat. Jacob freut sich für ihn und ist überzeugt, dass dabei seine "beiden Mamas wohl auch die Hände im Spiel gehabt" haben.<sup>176</sup>

---

167 Band IV, S. 448, 3. Mai 1846.

168 Band IV, S. 457, 25. Juli 1846.

169 Band IV, S. 458, 26. Aug. 1846.

170 Band IV, S. 458, 26. Aug. 1846.

171 Band IV, S. 462, 20. Sept. 1846.

172 Band IV, S. 465, 30. Nov. 1846.

173 Band IV, S. 470, 28. April 1847.

174 Band IV, S. 465, 30. Nov. 1846.

175 Band IV, S. 465, 30. Nov. 1846.

176 Band IV, S. 470, 28. April 1847.

Susanne Gsell-Schobinger und Susanne Högger scheinen für die Verlobung Billwillers verantwortlich zu sein. Einen Eindruck von der ehestiftenden Susanne Högger gibt auch Clara Wild-Gsell in ihren späteren Aufzeichnungen. Sie schreibt über diese: "Sie erteilte Klavierunterricht und versammelte ihre Schüler und Schülerinnen zu musikalischen Abenden; später sei der reinste Heiratstempel daraus geworden."<sup>177</sup> Von ihrer Vermittlerinnenrolle ist also noch in späteren Generationen die Rede.

Die beiden Frauen übernehmen nicht nur die Aufgabe der Beziehungspflege unter den Familienmitgliedern, sondern setzten sich auch für neue Verbindungen ein. Damit dehnen sie das Beziehungsnetz aus und integrieren Aussenstehende, hier Jacobs Geschäftspartner, in einen erweiterten Familienverbund. Billwiller wird bei der Familie Gsell-Schobinger aufgenommen und in Gesellschaften eingeführt.<sup>178</sup> Die beiden Mütter kennen durch ihre Tätigkeiten, als Klavier- und Gesangslehrerinnen, viele junge Frauen in St.Gallen und sind somit die geeigneten Personen, um Kontakte zwischen Männern und Frauen herzustellen. Solche Beziehungsnetz sind für ausgewanderte Männer, die sich nur kurze Zeit in ihrer Heimat aufhalten, von grösster Bedeutung. Die Absicht Billwillers, sich auf seiner Europareise eine Frau zu suchen, stellt keine Ausnahme dar. So hält Béatrice Ziegler-Witschi fest, dass es für Deutschschweizer Kaufleute in Rio üblich war, Deutschschweizerinnen zu heiraten, und sie fügt hinzu: "Meist suchten sie sich auf einer ihrer Europareisen eine Frau."<sup>179</sup> Somit bleiben die Männer in ihrem 'Schweizerkreis verhaftet' und binden sich einmal mehr an ihre Heimat. Diese Netze dienen aber nicht nur den ausgewanderten Männern, sondern auch den Frauen in St.Gallen. Susanne Gsell-Schobinger lässt schon früh erkennen, dass sie keinesfalls eine brasilianische Schwiegertochter möchte. So schreibt sie im Jahre 1838 in bezug auf die brasilianische Frau von Wegelin, dass sein Unglück "aufs neue eine ernste Warnung für jeden Schweizer" sein soll, "sich in keine solche Verbindung einzulassen".<sup>180</sup> Sie hat kein Interesse daran, dass ihr Sohn sich mit einer Brasilianerin verheiratet. Eine solche Heirat könnte vielleicht die Rückkehr in die Schweiz verhindern, wie dies bei Wegelin der Fall war. Um dem vorzubeugen, engagieren sie sich, ihren Söhnen, Bekannten oder Verwandten zu einer Schweizer Frau zu verhelfen.

---

177 Otto Gsell, S. 69.

178 Band IV, S. 464, 30. Nov. 1846.

179 Ziegler-Witschi 1988, S. 160.

180 Band I, S. 90, 20. Jan. 1838.

Die 'Gefahr', dass sich die jungen, ledigen Männer in Brasilien nach einer Frau sehnen und deshalb eine solche Verbindung eingehen, ist gross. Jacob vermisst nämlich nicht nur seine Familie, sondern sehnt sich immer wieder nach Frauen. Diese Sehnsucht empfindet er auf verschiedene Arten. Einerseits vermisst er eine Ehefrau, andererseits spricht er den allgemeinen Umgang mit Frauen an. Er ist der Meinung, dass ein Mann, der sich gänzlich alleine überlassen wird und "höchst selten mit Frauenzimmern in Berührung kommt – halb verwildert". Dies sei die Folge, sobald "Männer für sich allein leben u die Frauen nicht mit ihrem zarten Sinn u ihrem wahren Gefühl das Harte + Schrofte an den Männern ausebnen".<sup>181</sup> Noch deutlicher beschreibt er das Verhalten der Männer ohne Frauengesellschaft zu einem späteren Zeitpunkt. Ohne Frauengesellschaft sei das Leben in Rio oft "öd und leer" und man würde sich zu Vergnügungen verleiten lassen, die man sonst gar nicht suchen würde. "Dass man hier sehr verwildert, ist ganz ausgemacht," und er erklärt es sich so: "da man einzig auf den Umgang mit jungen Leuten beschränkt ist worunter immer einige wilde + rühdige Böcke sich befinden, deren Sitten + Benehmen man theils, in der dem Menschen angeborenen Nachahmungssucht, unwillkürlich annimmt."<sup>182</sup> Einerseits ist nach diesen Beschreibungen die Natur der Männer schroff und hart, andererseits übernehmen sie, wegen ihrer Nachahmungssucht, das wilde Benehmen anderer. Die Aufgabe der Frauen ist es, mit ihrem "zarten Sinn" und "wahren Gefühl" die Männer wieder gesellschaftsfähig zu machen. Denn Jacob meint, dass ein Mann, wenn er fünf bis sechs Jahre in Rio gelebt hat, und "plötzlich in eine St.Gallische Soirée gestellt würde, [...] wie ein Klotz in Mitte der Versammelten" stehen würde.<sup>183</sup> Susanne Gsell-Schobinger sieht ihre Aufgabe auch darin, ihren Sohn wieder gesellschaftsfähig zu machen und sagt:

"[...], wird mir wieder einmal die Herzensfreude zu Theil Dich hier in einer Soirée zu präsentieren, dann mein zottiges Bärchen, wird Mutter und Vizemütterchen, Nieces und Cousins Dich so glatt geleckert haben, dass die haute volée unsicher ist ob der Bruder Pariser oder Brasilianer seinen Triumph feiert."<sup>184</sup>

Nicht nur sie als Mutter, sondern die ganze Frauenverwandtschaft, würde diese Aufgabe übernehmen. Sie werden Jacob so zurechtbiegen, dass er sich wieder sehen lassen kann, und den St.Galler Frauen gefällt. Ein Beziehungsnetz ist

---

181 Band II, S. 175, 5. Dez. 1839.

182 Band II, S. 232, 10. April 1841.

183 Band II, S. 232, 10. April 1841.

184 Band V, S. 14, 4. Juli 1841.

deshalb für eine 'Wiedereingliederung' in die St.Galler Gesellschaft unersetzlich. Es wird ein weiblicher Geschlechtscharakter definiert, der mit "zartem Sinn" und "wahrem Gefühl" beschrieben wird. Der Mann solle sich der Frau anvertrauen und sich in ihre Obhut begeben. Dieses idealisierte Bild der Frauen wird gegen Ende des 18. und anfang des 19. Jahrhunderts entworfen und von etlichen Literaten weiterverbreitet.<sup>185</sup> Jacob und Susanne Gsell-Schobinger transportieren beide dieses Bild eines weiblichen Geschlechtscharakters weiter.

Jacob schreibt, dass er ganz ohne Frauengesellschaft in Rio lebt. Damit meint er aber nur die Gesellschaft von Schweizer Frauen. Darauf, dass er Kontakt mit Frauen hat, deutet zum einen die vorhin erwähnte Bemerkung, dass er zu Vergnügungen verleitet wird. An einer anderen Stelle formuliert er es klarer: "An unserm ländlichen Zimmer, das ich Euch in einem meiner Frühern beschrieben haben wir noch die grösste Lust u Freude, einige hübsche schwarze u gelbe Dämlein, die gar nicht spröde thun, unterhalten uns oft köstlich u machen uns oft die lieblichen Schweizermädchen, nach denen wir vergebens schmachten, vergessen."<sup>186</sup> Jacob erzählt von den Brasilianerinnen häufig im Vergleich mit den Schweizerinnen.<sup>187</sup> Er betont dabei, dass er den Schweizerinnen den Vorzug gibt. So versichert er seiner Familie über all die Jahre hinweg, dass er sich nicht mit einer Brasilianerin einlassen will, das heisst, dass er keine Ehe eingehen will.<sup>188</sup> Die brasilianischen Frauen ersetzen die Schweizerinnen, bis die Männer ganz in ihre Heimat zurückkehren. Für diejenigen, die nach einer Europareise mit einer Ehefrau zurückkehren, können sie weiterhin als 'Abwechslung' dienen.

Jacob besucht 1844, fast zwei Jahre vor Billwiler, Europa, und auch er hofft, eine Ehefrau zu finden. Er schreibt vor seiner Abreise an seine Mutter:

"Ich bitte Euch gegen alles Verloben oder Heirathen der mir aufgegebenen geldreichen Jungfrauen St.Gallens formellen Protest einzulegen, da Euer hoffnungsvolles Söhnlein, nun mit eigenem Etablissement in Rio –, bald sein Vaterstädtchen mit seiner Gegenwart

- 
- 185 Barbara Duden, Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Kursbuch 47, Frauen, Berlin 1977.  
 186 Band I, S. 115, 6. Aug. 1838.  
 187 Es ist mit nicht möglich die "Brasilianerinnen", von denen Jacob spricht, in ethnische oder soziale Gruppen einzuteilen und somit ihrer "Herkunft" gerecht zu werden. Deshalb bezeichne ich alle Frauen, wenn nicht eine klare Bezeichnung von Jacob dabei ist, als Brasilianerinnen.  
 188 Z.B. Band I, S. 12, 26. April 1836 / Band IV, S. 452, 9. Juni 1846.

beehren wird + dann gnädig die Hand der einen dieser Schönheiten unter den Arm nehmen wird."<sup>189</sup>

Er kündigt seiner Mutter an, dass er im Sinn hat, in St.Gallen zu heiraten und fordert sie mit einem ironischen Ton auf, sich nach einer geeigneten Frau umzusehen. Jacob fragt sich, "ob sein Herz, wenn einmal wieder in seinem Heimathlande in seiner Vaterstadt angelangt nicht auch von einem andern warmen Herzli entzündet Feuer fangen wird".<sup>190</sup>

Mir scheint daraus eine Unsicherheit zu sprechen, die darauf hinweist, dass es nicht einfach ist, in dieser kurzen Zeit, die er in St. Gallen verbringen wird, eine Frau zu finden. Zudem spricht er selbst die Verrohung der Männer in Brasilien an, die eine Kontaktaufnahme mit Frauen nicht gerade erleichtert. Während der ganzen Zeit seiner Europareise hält Jacob den Briefkontakt zu seinen Eltern aufrecht und beschreibt, dass er befürchte, ohne Ehefrau wieder nach Rio zurückkehren zu müssen. Es fällt ihm nicht leicht, Kontakte zu Frauen zu knüpfen. Er bezeichnet sich als gar zu "trocken" und fährt fort: "[...] u möchte mir wenn so s....artig dastehe u den Mund nicht öffnen oft tüchtige Ohrfeigen waschen wenss nur helfen würde, aber an mir ist jetzt Hopfen u Malz verloren!"<sup>191</sup> Er schreibt das Versagen nicht den Frauen zu, die ihn nicht wollen, sondern sich selbst. Er kann nicht mit den Frauen kommunizieren, was nicht förderlich ist, wenn eine Bekanntschaft gemacht werden soll.

Während seines Aufenthaltes in Deutschland berichtet er, dass auch die deutschen "Mädchen" sein Herz nicht erweichen können. Jacob gibt die Hoffnung aber noch nicht auf und meint: "[...] wenn sie auch angeln, fischen sie doch nichts, fast glaube es sei leer in meinem Innern, möchte wohl mal durch ein hübsches freundliches Schweizermädchen recht lang sondiren lassen, wäre vielleicht doch noch auszufinden?"<sup>192</sup> Doch auch kein "Schweizermädchen" erobert sein Herz und Jacob kehrt als Junggeselle nach Rio zurück.

Die Vermittlung seiner beiden Mütter hat bei ihm nicht funktioniert. Dafür sind diese zwei Jahre später bei Billwiller erfolgreich. Er heiratet im Sommer 1847 Marie Kelly, die aus dem "Sängerinnenkreise" von Susanne Högger stammt.<sup>193</sup>

Die Frauen halten den Kontakt zur Heimat aufrecht, indem sie den ausgewanderten Männern, die sich kurze Zeit in Europa aufhalten, zu einer

189 Band III, S. 367, 20. Dez. 1843.

190 Band III, S. 369, 9. Feb. 1844.

191 Band III, S. 403, 12. Mai 1845.

192 Band III, S. 409, 15. Juni 1845.

193 Band V, S. 59, 2. Dez. 1847.



Heirat verhelfen. Sie knüpfen Beziehungen zu jungen Frauen und führen die Männer wieder in die dortige Gesellschaft ein. Dadurch wird die 'Gefahr' gebannt, dass die Männer in der Fremde ein eheliches Verhältnis eingehen. Die Ehe mit einer Schweizer Frau kann auch eine Garantie sein, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt ganz in die Heimat zurückkehren. Dies war auch die Intention der Kaufleute, die ihren Aufenthalt in der Fremde meist als befristet ansahen.<sup>194</sup> Sie wanderten "in einem Alter aus, in dem sich junge Männer ihre zukünftige Stellung aufbauten, waren offensichtlich gewillt, in Übersee 'ihr Glück' zu machen".<sup>195</sup> So kommen sie als 'gemachte' Männer in die Schweiz zurück und müssen nur noch von den Frauen wieder gesellschaftsfähig gemacht werden.

Nach diesen Erläuterungen erstaunt es nicht, dass Susanne Högger und Susanne Gsell-Schobinger auch Interesse haben, eine passende Frau für ihren Sohn Jacob zu finden. Wie das vor sich geht, welche Probleme auftreten und welche Strategien sie dabei anwenden wird im nächsten Kapitel erläutert.

## **8. Drei ausgewählte Strategien, um den ausgewanderten Sohn zurückzugewinnen**

### **8.1. Das Aufhetzen gegen Friederich Billwiller**

Susanne Gsell-Schobinger hat die Bitte ihres Sohnes erfüllt, indem sie Billwiller bei der Brautsuche behilflich war. Doch schon kurze Zeit nach der Hochzeit von Marie Kelly und Billwiller bereut sie, sich mit dieser Sache befasst zu haben.<sup>196</sup> Billwillers Benehmen entspreche "durchaus nicht dem freundlichen, lebenswürdigen Beginnen". Es zeigt sich, "so wie Herr Billwiller das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte [...] von Tag zu Tag grösser und greller sein eingefleischter Egoismus".<sup>197</sup> Erstens setzt Billwiller entgegen "den Wünschen seiner Schwiegereltern und Verwandten" seinen Hochzeitstag "an dem so seltenen Feste der Einweihung des Bischoffs" fest. Zweitens wurde niemand der Familie Gsell-Schobinger eingeladen.

---

194 Ziegler-Witschi 1988, S. 161.

195 Ziegler-Witschi 1988, S. 159.

196 Band V, S. 46, 7. Juli 1847.

197 Band V, S. 45, 7. Juli 1847.

Billwiller verhält sich nicht nach den Normen der St.Galler Gesellschaft. Doch der Hauptgrund ihres Zornes ist ein anderer. So schreibt sie:

"Meine Herzensfreundin und ich sind nicht nur erstaunt sondern sehr unangenehm berührt, dass er sein bei der Verlobung fest gegebenes Versprechen uns, die wir uns leider mit dieser Sache befassten und seinen Schwiegereltern 1850 mit seiner Frau und seinem Associe Gsell für immer nach seiner Heimath zurückzukehren gänzlich brach, und nun ungescheut von 4 bis 6 Jahren Verlängerung und von Dir von 6 - 8 Jahren spricht, mir zwar als Lockspeise Deine Zurückkunft für kommandes Jahr verspricht. Unser aller Pläne also gänzlich zerstört".<sup>198</sup>

Billwiller hat das Versprechen gegeben, dass er selbst mit seiner Frau bald in die Schweiz zurückkehren und auch Jacob innerhalb der nächsten zwei Jahre Rio verlassen werde. Doch Susanne Gsell-Schobinger erfährt nun, dass Billwillers Pläne nicht mit seinem Versprechen übereinstimmen. Ihre Pläne in bezug auf Jacob sehen folgendermassen aus: Sie hat in dem "zahlreichen Jungfrauenkreise" eine einzige Frau gefunden, die das "Glück und Wohl" von Jacob bedeuten würde. Diese Frau, bei der "Geist, Herz, Gemüht mit einem sehr ansprechenden Aeussern verbunden sind", wäre "durchaus begabt einen Mann wirklich zu beglücken".<sup>199</sup> Da sie aber die Lieblingstochter ihrer Eltern ist, wären diese niemals bereit, ihr Einverständnis zu geben, dass sie sich länger als zwei Jahre von ihnen entfernen würde.

Dies ist der Grund, weshalb Susanne Gsell-Schobinger die angekündigt Verlängerung von Jacobs Aufenthalt in Rio "unangenehm berührt". Endlich hat sie eine Frau für Jacob gefunden, die ihr passend scheint. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, bei dem die Heimkehr ihres Sohnes in weite Ferne rückt. Nachdem Jacob von seiner Europareise ohne Braut zurückkehren musste, ohne dass seine Mutter ihm zu einer Heirat verhelfen konnte, wäre nun eine Frau in Aussicht, Jacob aber in weiter Ferne. Diese Tatsache will Susanne Gsell-Schobinger nicht akzeptieren, sondern versucht ihren Willen, den sie auch als Jacobs Wunsch bezeichnet, durchzusetzen. Dazu benützt sie Billwiller, den sie als egoistisch darstellt, der alleine "überlegt und beschliesst".

Dies ist eine Strategie von Susanne Gsell-Schobinger, die mit Billwiller einen Gegenspieler aufbaut, der ihre Pläne durchkreuzt. Um Billwiller auszuschalten, müsste sich Jacob gegen diesen auflehnen. Jacob müsste ihre geschäftlichen Beziehungen auflösen und könnte dann nach seinem eigenen Willen nach

198 Band V, S. 46, 7. Juli 1847.

199 Band V, S. 46, 7. Juli 1847.

St.Gallen zurückkehren. Genau darum bittet sie ihren Sohn, dass er 'seinem Glück' nicht zugunsten Billwillers entsagt.

Das Aufhetzen gegen Billwiller ist nicht die einzige Strategie, die Susanne Gsell-Schobinger anwendet, um ihren Sohn zu einer baldigen Rückkehr nach St.Gallen zu bewegen.

## 8.2. Das Anpreisen einer "Perle"

Susanne Gsell-Schobinger und Susanne Högger loben die von ihnen ausgewählte Frau in zahlreichen Briefen. Susanne Högger möchte Jacob viel "von der bewussten Perle" schreiben.<sup>200</sup> Es sei ihr aber etwas unheimlich zumute, da Jacob seine Rückkehr so weit hinausschiebe, "denn solche allerliebste 18 jährige Dinger sind eben nicht leicht so mir nichts dirnichts fest zuhalten". Zwar habe sie noch keinen "gefährlichen Nebenbuhler gespürt", doch seien sie in ständiger Sorge, "ob nicht von Ost od. West einer hergeblasen komme".<sup>201</sup> Susanne Högger spricht ebenfalls die ungewisse Rückkehr von Jacob an, doch im Gegensatz zu Susanne Gsell-Schobinger sieht sie das Hindernis nicht bei den Eltern. Sie weist auf die Jugend dieser Frau hin, die nicht Jahre warten wird, bis sie sich für einen Mann entscheidet. Die Gefahr ist ein "Nebenbuhler", der von Ost oder von West herkommen könnte. Nicht von Süden, denn der Süden ist für Jacob reserviert, was sie später in einem Gedicht nochmals hervorhebt.<sup>202</sup> Sie wird als "schlanke Gestalt" mit einem "graziösen Köpfchen" und "anmuthigen Gesichtszügen" beschrieben. Sie ist "munter und geistreich", "der Charakter ist fest u klar, aber voll der innigsten Herzensgüte".<sup>203</sup>

Susanne Högger und Susanne Gsell-Schobinger beschreiben beide das gute Aussehen und den guten Charakter der ausgewählten Frau. Um sie aber noch

200 Band V, S. 59, 2. Dez. 1847.

201 Band V, S. 59, 2. Dez. 1847.

202 "Nicht ein Duzend Frauen / Schmücken Deinen Bau, / Eine sollst Du schauen / Hab im Herzen Raum. / Schlank wie waldes Erle / Froh im Jugend=Glanz / Heisse ich sie die Perle / in des Mädchenkranz.  
Wohnt nicht in der Tiefe / Glänzt im sonnigen Licht, / Und ob Mancher rief! / Folgt sie ihm nicht. / Wenn von Südensströme / Flink u kek u frei / Her, Don Diego! käme / Zur Perlenfischerei!  
Dann mein armes Perlchen / Nimm Dich wohl in Acht, / Dass nicht wie ein Schmerlchen / Er in' s Netz Dich zackt! / Und auf Meeresrücken / Dich von Hinnen führt / Weil mit holden Blicken / Du sein Herz gerührt." S. 63/ 480, 26. Dez. 47.

203 Band V, S. 59, 2. Dez. 1847.

attraktiver zu machen, schreiben sie: "Die gefeierteste unserer jungen Damen, die in jeder Beziehung am besten gefällt, u die grösste Cour hat, [...] ist unstreitig – Louise Fels, (die Perle!)"<sup>204</sup> Louise Fels ist so attraktiv, dass sie die begehrteste Frau in St.Gallen ist. Und diese Frau haben die beiden Mütter für Jacob ausgewählt. Interessanterweise wird hier auch Billwiller angeführt, der selbst ein "prüfendes Auge auf sie geworfen" habe und Louise Fels als "wünschenswerte Parthie" für Jacob bezeichnet haben soll. "An mir soll es nicht fehlen", soll er gesagt haben, "ihm [Jacob, k.u.] sogleich nach meiner Ankunft Lust zu machen, sich auch je eher je lieber eine Gefährtin in seiner Vaterstadt zu holen."<sup>205</sup>

Das Bild Billwillers wird also nicht nur negativ verwendet, sondern lässt sich an geeigneter Stelle auch gut dazu gebrauchen, um zu bekräftigen, dass Louise die richtige Wahl sei. Eine Vermittlungsart, bei der die eigene Meinung durch die Meinung anderer verstärkt wird, scheint mir eine klare Strategie zu sein. So wird nicht nur betont, wie sympathisch Louise Fels den beiden Müttern ist, sondern auch dargestellt, wie attraktiv sie für alle andern ist.

Um noch eine dritte Strategie zu behandeln, möchte ich auf das Thema des Leidens zu sprechen kommen. Leiden wird häufig im Zusammenhang mit Krankheiten erwähnt. Ich möchte aber nicht von akut beschriebenen Krankheiten, sondern von dem leidenden Tonfall ausgehen.

### **8.3. Das Leiden von Susanne Gsell-Schobinger**

Ich möchte zuerst betonen, dass es mir nicht darum geht, das Leiden Susanne Gsell-Schobingers zu psychologisieren. Ich nehme ihr entsprechenden Bemerkungen auf jeden Fall ernst. Es geht mir in diesem Kapitel darum zu zeigen, dass sie ihrem Leiden in den Briefen ein sehr starkes Gewicht verleiht. Es scheint mir kein Zufall zu sein, dass sie dies mit der erhofften Rückkehr von Jacob wie auch mit der gewünschten Heirat mit Louise in Zusammenhang stellt. Ihr Leiden kommt aber nicht erst in jener Zeit zum Ausdruck. Schon vor der Zeit, in der über Louise gesprochen wird, bezeichnet sich Susanne Gsell-Schobinger als "armes, gequältes Menschenkind", berichtet von ihrem "verweisten, sehnsüchtigen Mutterherz" und vom Trennungsschmerz von ihren

---

204 Band IV, S. 482, 16. Feb. 1848.

205 Band IV, S. 483, 16. Feb. 1848.

"Heissgeliebten".<sup>206</sup> Sie wiederholt auch einige Male, dass Jacob seine "treue Mutter" nicht vergessen soll.<sup>207</sup>

Der Brief, in dem Louise das erste Mal erwähnt wird, beginnt damit, dass sie glaubte, seinen "sehulichst" erwarteten Brief nicht mehr beantworten zu können. Ihre "andauernde Herzkrankheit" verursache ihr heftige Schwindel und verbiete ihr jegliches Lesen und Schreiben. Sie sei sogar zwei mal auf ihre Schülerinnen gestürzt. "Zu Gott wollen wir hoffen, dass dieser beinahe unerträglicher Zustand bald sein Ende nehme!", lauten ihre Worte am Ende dieser Schilderung.<sup>208</sup> Ohne einen Absatz zu machen, fährt sie anschliessend mit der Klage über Billwillers schlechtes Verhalten fort. Als sie am Ende ihres Briefes mit ihrem Anliegen herausrückt, nämlich die erhoffte baldige Rückkehr Jacobs, zum Zwecke der Heirat, leitet sie nochmals auf ihr Leiden über. Sie betont: "Dein Dir gegebenes Versprechen den äussern Schein zu retten habe ich mit den grössten Opfern und Anstrengungen gehalten [...]."<sup>209</sup> Dies werde Jacob von Frau und Herrn Billwiller selbst erfahren. Sie hat demnach Billwiller weder zu verstehen gegeben, dass sie sein Benehmen für unzulässig hält, noch hat sie, in bezug auf Billwillers Pläne, länger in Rio zu bleiben, diesen gerügt. Sie hat "Opfer" gebracht, um den Schein zu wahren und das gegebene Versprechen, Billwiller freundschaftlich aufzunehmen, nicht zu brechen. Dann fügt sie an: "Ob mir meine sinkenden Kräfte aushalten das bleibt dahin gestellt! Dir Geliebter wünsche ich von Herzen glückliche, schöne frohe Tage, oh bitte bitte vergiss nicht Dein leidendes Mütterchen [...]."<sup>210</sup>

Susanne Gsell-Schobinger spricht in diesem Zitat eine Todesahnung an und sagt damit implizit, dass sie nicht wisse, ob sie die Rückkehr von Jacob noch erleben werde. Dies ist eine klare Botschaft, um ihren Sohn dazu zu bewegen, möglichst bald nach St.Gallen zurückzukehren. Sie wünscht ihm alles Gute, doch er soll dabei nicht "sein leidendes Mütterchen" vergessen. Er wird quasi vor die Wahl gestellt, entweder mit Billwiller zu brechen und sie von einem Teil ihrer Leiden zu befreien oder Billwillers Willen zu gehorchen und vielleicht seine Mutter nicht mehr lebend wiederzusehen.

In einem nächsten Brief schreibt Susanne Gsell-Schobinger, sie habe gehört, dass Jacob "unfehlbar künftiges Jahr nach St.Gallen kommen" werde.<sup>211</sup> Sie lässt nicht davon ab, Jacob immer und immer wieder auf seine Rückkehr

206 Band I, S. 16, 20. Juni 1836.

207 Z.B. Band V, S. 4, 21. Sept. 1836 / S. 48, 31. Juli 1847.

208 Band V, S. 45, 7. Juli 1847.

209 Band V, S. 46, 7. Juli 1847.

210 Band V, S. 46, 7. Juli 1847.

211 Band V, S. 47, 31. Juli 1847.

anzusprechen. Sie rügt ihn auch, dass er nicht oft genug schreibe und zu lange Pausen mache. Sie wolle aber trotzdem weiterfahren, ihm "ein Lebens- und Erinnerungszeichen vom vereinsamten Mütterlein" zu senden.<sup>212</sup> Sie endet mit den Worten: "[...] sey barmherzig und mache keine so langen Pausen mehr, [...]. Gott segne Dich! warme Kindesliebe erlehnt, Dein treues Mütterlein S. Gsell Schobinger."<sup>213</sup>

Sie schreibt ihre Genesung Jacob zu und meint:

"Dass ich es [Plaudern mit Jacob, k.u.] wieder schriftlich kann, habe ich Dir Geliebter und Deinem nur zu reichlichen Geschenke zu verdanken. Der wirksamste Lebensbalsam war für mich Deine treue herzliche Anhänglichkeit, Deine warme Liebe, die aus jedem Deiner Worte sprach die Du Deiner Vicemutter schriebest; da hättest Du Dein noch schwaches Mütterlein sehen sollen wie beim Vorlesen Deines herrlichen Briefes, unbewusst Freudenthränen hervorströmten wie unendlich glücklich, dankbar sie sich fühlte, solche Empfindungen und Gesinnungen von ihrem inniggeliebten Kinde zu hören, ja seit dieser Herzenserquickung fühlte ich mich wirklich gestärkter, um so mehr, wenn meine Kräfte zu erschöpft sind (was leider meistens der Fall war) Du Lieber mir nun so reichliche Hilfsquellen gegeben hast diese wieder zu erfrischen und zu befestigen."<sup>214</sup>

Sie bedankt sich bei Jacob, dass er ihr den Schluss des Jahres, welches für sie "äusserst ernst und leidend" war, verschönert und ihre Hoffnung neu belebt hat, ihre "Herzenskinder noch einmal sehen zu können".<sup>215</sup> Jacob ist laut ihren Worten dafür verantwortlich, dass es ihr wieder besser geht. Damit ladet sie ihm aber auch eine Last auf, indem sie ihren Gesundheitszustand jeweils explizit von seinem Verhalten abhängig macht. Falls er nicht mehr dem "geliebten Kind" entspricht, wird er auch für ihre Leiden verantwortlich gemacht. Indem sie betont, dass ihr Leiden nur durch ihn gelindert werden kann, scheint sie Jacob noch stärker an sich binden zu wollen. Solange er ihren Wünschen entspricht, übersteht sie alle Übel.

Beim Anpreisen von Louise Fels betont Susanne Gsell-Schobinger, dass sie "die Schicksalsfäden [ihrer] geliebten Kinder" nie um ihrers Egoismus Willen in die Hände nehmen möchte. Sie fügt aber an: "Um Dein Urtheil zu hören ob es ganz mit mir übereinstimmen würde, und könnte ich den Zeitpunkt erleben wo Dein

212 Band V, S. 52, 19. Sept. 1847.

213 Band V, S. 53, 19. Sept. 1847.

214 Band V, S. 60, 26. Dez. 1847.

215 Band V, S. 60, 26. Dez. 1847.

Auge und Dein Herz mit einem vollen Ja antworten, so wäre es einer der schönsten Momente meines Lebens!"<sup>216</sup> Einerseits gibt sie an, nicht das Leben ihrer Kinder bestimmen zu wollen, andererseits betont sie, dass es einen ihrer schönsten Lebensmomente darstellen würde, wenn Jacobs Wünsche mit den ihrigen übereinstimmen würden.

Dies ist eine Strategie, Jacob zu vereinnahmen. Sie versucht ihm ein schlechtes Gewissen zu vermitteln, wenn er Schreibpausen einlegt und erzählt, dass ihr ganzes Glück an ihm hängt.

Ganz anders äussert sich Susanne Högger. Sie ist zwar auch an der Rückkehr Jacobs interessiert. Doch von ihr sind keine leidenden Wort zu hören, sie bedauert höchstens ihre "Freundin" Susanne Gsell-Schobinger, nicht aber sich selbst.

Die Verbindung zwischen Louise Fels und Jacob wäre in verschiedener Hinsicht von Vorteil. Ein Vorteil steht in Zusammenhang mit den geschäftlichen Interessen und betrifft den Bruder von Louise. Susanne Gsell-Schobinger mischt sich auch in geschäftlichen Dingen ein, und betätigt sich nicht nur in einem "privaten" Bereich, was der folgende Abschnitt zeigen wird.

### **13. Die Suche eines Geschäftspartners**

#### **13.1. Erläuterungen zur Einteilung von "privat" und "öffentlich"**

Billwillers Europareise beinhaltet, neben der Suche nach einer Ehefrau, auch den Auftrag, nach einem Geschäftspartner für Rio Ausschau zu halten. Jacob fragt seine Mutter, ob sie nicht einen "rechten Burschen" kenne, den sie Billwiler empfehlen könne.<sup>217</sup> Susanne Gsell-Schobinger wird also nicht nur für familiäre Angelegenheiten eingespannt, sondern soll auch bei der Suche eines Geschäftspartners behilflich sein. So werden die weiblichen Beziehungsnetze auch im geschäftlichen Bereich in Anspruch genommen. Die Beziehungspflege erhält damit eine zusätzliche Bedeutung. Sie tritt aus dem familiären, häufig als privat bezeichneten Raum heraus und wirkt in einem geschäftlichen, meist als öffentlich wahrgenommenen Bereich.

---

216 Band IV, S. 500, 13. Nov. 1848.

217 Band IV, S. 466, 30. Nov. 1846.



Witzig und Joris schreiben, dass der weiblichen Beziehungspflege über die emotionale Bedeutung hinaus, eine "eminente wichtige soziale und ökonomische Bedeutung" zukam.

"Die Verortung im gesellschaftlichen Gefüge, die richtige Auswahl der Bekanntenkreise in bezug auf Ausbildung, Stellensuche, Heiratsanbahnung, war für Familien der Mittel- und Oberschicht zentral und wurde in grossem Masse erst durch die alltägliche weibliche Beziehungsarbeit ermöglicht. Darüberhinaus diente sie sehr wohl auch der Unterstützung von geschäftlichen Verbindungen. Geschäftseröffnungen, Kontrollen über das finanzielle Gebaren oder auch Vermittlung von Protektionen wurde wesentlich von der weiblichen Beziehungsarbeit mitgetragen."<sup>218</sup>

Dies zeigt deutlich, dass die Trennung in eine private-weibliche und eine öffentlich-männliche Sphäre nicht zulässig ist und den gesellschaftlichen Gegebenheiten und Funktionen von Frauen nicht gerecht wird. Privatheit und Öffentlichkeit als sich ausschliessende Gegensätze darzustellen, ist unzulässig. So schreibt Karin Hausen in ihrem Aufsatz über "Öffentlichkeit und Privatheit", dass die "dichotomische Setzung *public-private* vermutlich völlig untauglich ist, um die in historischen Gesellschaften höchst unterschiedlich ausgebildeten sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern angemessen wahrzunehmen, zu beschreiben und zu analysieren".<sup>219</sup>

Was bezeichnen nun aber die Begriffe Öffentlichkeit und Privatheit? Karin Hausen schreibt, dass im 19. Jahrhundert immer häufiger die Gegenüberstellung gemacht wird von "öffentlichem Leben, öffentlichem Erwerbs- und Staatsleben, der geräuschvollen, feindlichen und zum Kampf herausfordernden Welt auf der einen und dem auch in der bildenden Kunst gern gestalteten Gegenbild vom häuslichen Zirkel, häuslichen Kreis, heimischen Herd mit dem Frieden der häuslichen Glückseligkeit im Kriege der Seinen".<sup>220</sup> "Privatheit", so schreibt Carola Lipp, "ist eine Idee, die damals erst 'in Mode kam' und eher als ein sozialer Ordnungsbegriff verstanden wurde, welcher es erlaubte, die Stellung des bürgerlichen Individuums zu definieren und gesellschaftliche

- 
- 218 Elisabeth Joris, Heidi Witzig, Konstituierung einer spezifischen Frauen-Öffentlichkeit zwischen Familie und Männer-Öffentlichkeit im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, in: Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Hg. Mireille Othenin-Girard, Anna Gossenreiter, Sabine Trautweiler, Zürich 1991, S. 145.
- 219 Karin Hausen, Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Hg. Karin Hausen, Heide Wunder, Frankfurt 1992, S. 85. Im weiteren zitiert als Hausen 1992.
- 220 Hausen 1992, S. 84.

Handlungsräume voneinander zu scheiden."<sup>221</sup> Damit wurden Innen- und Aussenräume festgelegt; das 'Innen' wird als privat und familiär, das 'Aussen' als öffentlich, politisch und geschäftlich bezeichnet. Den Frauen wird der familiäre Bereich zugeschrieben, den Männern der geschäftlich-politische. Mit dem Dualismus von Privatheit und Öffentlichkeit, wird die soziale und ökonomische Dimension der Beziehungspflege von Frauen ignoriert.<sup>222</sup> Dass diese Einteilung in eine weiblich-private und eine männlich-öffentliche Sphäre nicht mit der sozialen Wirklichkeit übereinstimmt, wird am Beispiel von Susanne Gsell-Schobinger deutlich.

## 9.2. Die Suche

Jacob möchte von seiner Mutter Hilfe in bezug auf die Geschäftspartnersuche seines "Associés" Billwiller. Er fragt sie ganz allgemein, ob sie einen "rechten Burschen" kenne und informiert sich speziell über seinen Cousin, Gustav Gsell. Er fragt, ob dieser ein "thätiger Geschäftsmann + ein fester Charakter ist".<sup>223</sup> Falls er diese beiden Eigenschaften besitze, wäre er vielleicht geeignet für die Stelle. Sie könne in diesem Fall Billwiller eine Andeutung machen und fügt hinzu: "[...] doch möchte nicht dass Ihr es in m/ Namen thätet, es macht ihn vielleicht misstrauisch, da Gustav ja auch Gsell heisst. Ihr versteht mich gewiss!"<sup>224</sup>

Jacob möchte, dass seine Mutter dies nicht etwa in seinem Namen tut, sondern Billwiller eher zufällig von einem geeigneten Geschäftspartner erzählt. Jacob vermutet, dass Billwiller nicht einverstanden sein könnte, da Gustav aus der Familie Gsell stammt. Er muss seiner Mutter nicht mehr dazu erklären, sondern ist überzeugt, dass sie weiss, was er damit meint.

Das Interesse, möglichst Familienmitglieder in das eigene Geschäft miteinzubeziehen, ist gross. Jürgen Kocka spricht dabei auch die "familial-verwandtschaftliche Loyalität" an.<sup>225</sup> Als Teilhaber habe man Verwandte

---

221 Carola Lipp, Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehung im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49, in: Frauengeschichte-Geschlechtergeschichte, Hg. Karin Hausen und Heide Wunder, Frankfurt 1992, S. 100.

222 Joris/Witzig 1992, S. 278.

223 Band IV, S. 465, 30. Nov. 1846.

224 Band IV, S. 466, 30. Nov. 1846.

225 Jürgen Kocka, Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühen Deutschen Industrialisierung, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Hg. Wilhelm Treue, Hans Pohl, 24. Jahrgang – Heft 3 / 1979, S. 111. Im weiteren zitiert als Kocka.

vorgezogen, "denn Teilhaberschaft setzt vertrauensvolle Kooperation voraus, die am ehesten zwischen Verwandten zu erwarten war".<sup>226</sup>

"Netzwerke von Verwandtschaftsbeziehungen stellten jene über den einzelnen Unternehmer und das einzelne Unternehmen herausreichenden Kontakte, Loyalitäten und Zusammengehörigkeiten her, die von wirtschaftlichen Handeln selbst nicht hinreichend gewährleistet werden konnten, von diesen vielmehr benötigt wurden."<sup>227</sup>

Unter Verwandten wurde mit einer Loyalität gerechnet, die von Aussenstehenden nicht erwartet werden konnte. Die Frage dabei ist nur, wenn verschiedene Familien an einem Geschäft beteiligt sind, aus welcher Familie ein Geschäftspartner stammen soll. Genau diesen Punkt spricht Jacob an, als er seiner Mutter erstmals den Auftrag gibt, sich nach einem geeigneten Geschäftspartner umzusehen.

Der erwähnte Gustav Gsell ist bald nicht mehr im Gespräch, und Jacob und Billwiller können sich darauf einigen, Theodor Fels ins Geschäft aufzunehmen.<sup>228</sup> Theodor Fels gehört zwar weder zur Familie Gsell noch zur Familie Billwiller. Doch mit der erhofften Heirat von Louise Fels und Jacob, von der auch Billwiller weiss, würde Theodor Fels sozusagen mit dem Geschäft verschwägert werden. So schreibt Susanne Gsell-Schobinger, dass Billwiller "das nette Fräulein Fels" als wünschenswerte Partie für Jacob sieht. Weiter soll er gesagt haben: "[...] u ich muss gestehen dass ich auch deswegen ihren Bruder für uns zu gewinnen wünschte;".<sup>229</sup> Alle scheinen mit dem Engagement von Theodor Fels einverstanden zu sein, Billwiller, Jacob und auch Susanne Gsell-Schobinger.

Sie können den jungen Theodor Fels jedoch nicht für ihr Geschäft in Rio gewinnen.<sup>230</sup> Jacob bedauert zwar, dass "der junge tüchtige Bursche" nicht in ihr Haus eintreten will, doch meint er: "Fürs Erste suchen wir nun keinen Gehülfen mehr, denn ich habe mein Auge auf einen jungen Kerl, der schon einige Jahre in Aussicht, geworfen u sind nun wahrscheinlich dank diesem gut versehen."<sup>231</sup>

Die Geschäftspartnersuche wird damit vorerst verschoben.

Die Absage von Theodor Fels verunsichert nun Susanne Högger in bezug auf die Heiratskandidatin Louise Fels. Sie fragt deshalb bei Jacob nach, "ob des

226 Kocka, S. 112.

227 Kocka, S. 114.

228 Band IV, S. 473, 11. Aug. 1847. Theodor Fels ist der Bruder von Louise Fels.

229 Band IV, S. 483, 16. Feb. 1848.

230 Band IV, S. 476, 3. Okt. 1847.

231 Band IV, S. 477, 3. Okt. 1847.

Bruders Refüs nicht einen Schatten auf sie geworfen hat?".<sup>232</sup> Der Eintritt des jungen Fels in das Geschäft wäre nicht nur für Billwiller und Jacob von Interesse gewesen, sondern auch für die beiden Mütter in St.Gallen. Denn mit diesem Eintritt wären erste Geschäftsverbindungen mit der Familie Fels hergestellt worden, und die Heirat von Jacob und Louise hätte die Krönung der Verflechtung von Geschäft und Familie dargestellt. Dieses Netz ist nicht zustande gekommen und die beiden Frauen in St.Gallen müssen sich vergewissern, ob ihre Bemühungen um Louise Fels noch gefragt sind. Auf jeden Fall wird Louise weiterhin von den beiden Müttern gelobt und gepriesen, und auch Jacob lässt weiterhin Grüsse an seine "Perle" ausrichten. Somit hat die Absage von Theodor Fels weder bei Jacob noch bei seinen beiden Müttern einen Wandel hervorgerufen. Eine Verbindung zwischen Louise und Jacob scheint immer noch möglich zu sein.

In St.Gallen sind Susanne Högger und Susanne Gsell-Schobinger nicht nur mit Heiratsvermittlungen und mit den Geschäftsinteressen ihres Sohns beschäftigt. Die Jahre 1847/1848 sind speziell in der Schweiz, aber auch in ganz Europa, unruhige Zeiten. Man weiss nicht, was geschieht. Ob in der Schweiz ein Bürgerkrieg ausbrechen wird, ist lange Zeit unklar. Unsicherheit prägt das tägliche Leben der Bevölkerung. Diese Zeit wird sowohl von Susanne Gsell-Schobinger, als auch von Susanne Högger in ihren Briefen sehr ausführlich beschrieben. Wie die beiden Frauen diese Zeit beschreiben und welches Bild der unsicheren Zukunft sie nach Rio transportieren, werde ich in meinem nächsten Kapitel erläutern.

## **10. Die Unruhen in Europa in den Jahren 1847 / 1848**

### **10.1. Der Sonderbundskrieg**

Jacob bittet zehn Jahre nach seinem Weggehen immer noch um politische Nachrichten und erklärt, dass "der lebhafteste Radicale immer noch in den schweizerischen Wirren lebt + webt".<sup>233</sup>

---

232 Band V, S. 63, 26. Dez. 1847.

233 Band IV, S. 462, 20. Sept. 1846.

Susanne Gsell-Schobinger erklärt im September 1847, dass sie nun "den wichtigsten politischen Moment" in der Schweiz durchleben. Sie beschreibt die Ereignisse folgendermassen:

"[...], die Tagsatzung deren liberale Mehrheit sich mit würdiger Haltung und fester Einigkeit bei all ihren Handlung und Beschlüssen zeigte, vereinnigte 12 1/2 Stimmen für die Auflösung des Sonderbundes, die Tagsatzung vertagte sich bis zum 8. October der grosse Rath wird sich nun in jedem Canton ausserordentlich versammeln um zu beschliessen welche Mittel zu ergreifen seyen den Beschluss in Wirklichkeit auszuführen. Kommenden Montag eröffnet Zürich den Reigen. Auch wurde eine Einladung in Luzern und an die übrigen Stände die die Brüder Loyolas beherrbergen, gemacht diese zu entfernen. Du kannst Dir nichts gröberes ungerechteres vorstellen als den Protest den die Stände (Sonderbund) der Tagsatzung überreichten, [...]".<sup>234</sup>

Susanne Gsell-Schobinger stellt sich klar gegen den Sonderbund und betont den ungerechten Protest der Stände. Sie selbst ist protestantisch und lebt in der Stadt St.Gallen. Im Grossen Rat des Kantons besteht bis 1847 ein "labiles Gleichgewicht" zwischen Konservativen und Liberalen. Im Jahre 1847 ändert sich dies zugunsten der Liberalen. Ein Umstand, wie Peter Röllin schreibt, der sich gesamtschweizerisch auswirkte. "Die liberale Mehrheit im Kanton St.Gallen (Kantonsparlament) erwirkte die Entscheidung beim Bundesbeschluss zur Auflösung des konservativen Sonderbundes mit Waffengewalt" und wird deshalb als "Schicksalskanton" bezeichnet.<sup>235</sup>

Susanne Gsell-Schobinger spricht von ihrer Angst, dass in der Schweiz ein Krieg ausbrechen könnte. Als es soweit ist, und die eidgenössischen Kantone ihre Truppen in die Sonderbundskantone schicken, beschreibt sie sehr genau, welche Truppen wo stationiert werden und wer die Oberbefehlshaber sind. Sie schildert einzelne Vorkommnisse, vor allem solche, die mit der Stadt St.Gallen und deren Bevölkerung in Zusammenhang stehen. "Menschlicher Ansicht nach [sei] ein blutiger Krieg unvermeidlich [...]", ist ihr Schlusskommentar am 6. November 1847.<sup>236</sup> Nur einen Monat später beschreibt sie den Beginn des Krieges und lobt die "Ausdauer, Tapferkeit und Schweizermuthe" ihrer Städter. Einige seien beim ersten Kanonenschuss dabei gewesen und einer hätte berichtet,

234 Band V, S. 53, 19. Sept. 1847.

235 Peter Röllin, St. Gallen. Stadtveränderung und Stadterlebnis im 19. Jahrhundert. Stadt zwischen Heimat und Fremde, Tradition und Fortschritt, St. Gallen 1981, S. 40.

236 Band V, S. 54, 6. Nov. 1847.

"dass das Pfeiffen der ersten Kugel (dass gar zu sonderbar klinge) alle erblassen und das Herz hörbar schlagen machte, aber schon bei der zweiten und dritten seyen sie alle von Kriegslust entbrannt gewesen. Alle 4 Söhne von Herr Rittmeyer zogen muthig in den Krieg, der älteste hätte sich leicht losmachen können, [...], aber flehentlich bat er seine Eltern um Schweizer seyn zu dürfen [...]"<sup>237</sup>

Wenn sie die Berichte der Beteiligten beschreibt, ist nichts mehr von Angst oder Unsicherheit in ihren Worten zu hören. Es schwingt Stolz auf die Schweizer mit, vor allem auf die St.Galler. Alle wollen dabei sein, bitten sogar darum "Schweizer" sein zu dürfen.

Auch Susanne Gsell-Schobinger sieht, wie ein Grossteil der protestantischen Bevölkerung, die Jesuiten als Hauptverantwortliche dieses Krieges. Die Schwyzer hätten selbst das Jesuitenkollegium verwüstet, "ueberall zeigte sich eine fürchterliche Erbitterung der Sonderbündler gegen Regierung und Geistlichkeit die das Volk auf so schändliche Weise bethörte."<sup>238</sup> Diese hätten nämlich geweihte Amulette verkauft und den Leuten versichert, dass sie damit unverwundbar würden. Zudem hätten sie gesagt, dass die Eidgenossen bei der Annäherung an Luzern und Freiburg erblinden würden.<sup>239</sup> Sie stellt die Jesuiten als Sündenböcke dar, die das Volk betrogen haben. Die Leute hätten jetzt aber eingesehen, dass sie hinters Licht geführt wurden und rächten sich an den Geistlichen. Die Bevölkerung der Sonderbundkantone wird somit als Opfer dargestellt.

Ihr Lob gilt nicht nur den eidgenössischen Soldaten, sondern sie hebt ganz besonders General Dufour hervor und beschreibt seine Handlungen folgendermassen:

"Unter der vortrefflichen Leitung des General Dufour wurde also Canton um Canton erobert, seine so kluge als edel berechnete Vorsicht zielte immer dahin so viel als möglich das Leben und Gut von Freund und Feind zu schonen, und welches abscheuliche Zettergeschrey und Massen der abscheulichsten Lügen die Conservativen über die Exesse der Eidgenossen verbreiteten, so können sie in Wahrheit nur die Bernertruppen anklagen die in Freiburg und Luzern sich arge Exesse zu Schulden kommen liessen, sogleich wurden von General Dufour 2 Bataillone nach hause geschickt und der strengste Untersuch eingeleitet."<sup>240</sup>

---

237 Band V, S. 55, 30. Nov. 1847.

238 Band V, S. 57, 30. Nov. 1847.

239 Band V, S. 57, 30. Nov. 1847.

240 Band V, S. 55, 30. Nov. 1847.

Dieses Bild von General Dufour besteht heute noch und ist in ähnlicher Weise in den Geschichtsbüchern nachzulesen.<sup>241</sup>

Die Kriegsvorbereitungen und der Krieg selbst haben direkte ökonomische Folgen für die Bevölkerung. So schreibt Susanne Gsell-Schobinger:

"Einquartierung folgt sich auf Einquartierung was das jedem Kanton noch oekonomische Opfer fordert ist nicht zu beschreiben und trifft jeden Einzelnen sehr schmerzlich."<sup>242</sup> Um die ökonomische Situation der Familie Gsell-Schobinger steht es in dieser Zeit nicht sehr gut. Jacob erkundigt sich bei Susanne Högger über "die ökonomischen Verhältnisse des Lithographen", seines Vaters.<sup>243</sup> Wie ihre Antwort ausfällt und in welchem Licht der Vater Jacob Laurenz Gsell-Schobinger dargestellt wird, folgt im nächsten Kapitel.

### 10.1.1. Die ökonomische Situation der Familie Gsell-Schobinger

Die ökonomische Situation der Familie Gsell-Schobinger habe ich schon in einem früheren Kapitel kurz angesprochen. Es erscheint mir aber an dieser Stelle angebracht, nochmals darauf zu verweisen. Zum einen wird nochmals ein Blick auf den selten erwähnten Vater Jacob Laurenz Gsell-Schobinger geworfen, ebenso wie auf das Verhältnis zwischen den Personen des innersten Kreises der Familie. Zum anderen wird erneut das Engagement der Beziehungspflege thematisiert.

Susanne Högger antwortet auf Jacobs Anfrage: "Was die oeconomisch - lithographischen Verhältnisse anbetrifft, so will ich Dir davon eine getreue Schilderung machen."<sup>244</sup> Die Sache sei zu Ende des Jahres 1845 ins Wanken geraten, was sich bei Jacobs Vater in seiner "Gemüthsstimmung u andern sicheren Symtomen klar genug herausstellte".<sup>245</sup> Doch aufs Neue zeigte seine Mutter ihre "Charakterstärke u aufopfernde Güte". Susanne Högger sagt, dass sie nicht jammere, wie das andere Frauen in dieser Lage täten, sondern hätte sogar den Rest ihres Erbes aus der Züblinfamilie hergegeben und sich anerbieten, noch mehr zu arbeiten. Laut Susanne Högger trägt sie einen

---

241 Z.B. in: Abriss der Schweizer Geschichte, Hg. Fritz Schaffer, Frauenfeld 1985, S. 126.

242 Band II, S. 275, 6. Nov. 1847.

243 Band IV, S. 476, 3. Okt. 1847.

244 Band V, S. 58, 2. Dez. 1847.

245 Band V, S. 58, 2. Dez. 1847.



beträchtlichen Teil zum Familieneinkommen bei. Somit erstaunt es nicht, dass Susanne Gsell-Schobinger ihre Musikstunden auch während ihrer lange andauernden Krankheit nicht aufgegeben hat, sondern ihre Lektionen im Lehnstuhl hielt.<sup>246</sup> Jacob forderte Susanne Högger im Oktober 1847 auf, dafür zu sorgen, dass seine Mutter alle Klavierstunden aufgabe.<sup>247</sup> Doch anhand der Beschreibungen von Susanne Högger wird ersichtlich, dass dies schon aus finanziellen Gründen nicht möglich gewesen wäre.

Susanne Högger beschreibt, dass seine Mutter, "um zugleich den äussern Anstand zu verwahren, was sie sich Euretwegen zur strengsten Pflicht machte", sich viele Entbehungen im Stillen auferlegt hat, "besonders im vorigen Theuerungs- und jetzigen Kriegsjahre".<sup>248</sup> Susanne Gsell-Schobinger "opfert" sich für ihre Kinder auf und wahrt den Schein gegen aussen. Die bürgerliche Vorstellung, dass allein der Mann im Erwerbsleben zu stehen hat und die Frau nur im häuslichen Bereich tätig ist, wird die Haltung von Susanne Gsell-Schobinger beeinflusst haben.<sup>249</sup> Sie versucht gegen aussen dem bürgerlichen Ideal zu entsprechen, damit auf ihre Familie kein schlechtes Licht fällt. Somit bewahrt sie vor allem ihren Ehemann vor dem Gerede der Leute.

Susanne Högger sagt dazu: "Dass Herr Gsell so fortwährend Opfer annahm, begreife ich nicht, es muss ihn wohl die Notwendigkeit dazu gezwungen haben, [...]."<sup>250</sup> Sie äussert sich kurz negativ über Jacobs Vater, doch hebt sie dies gleich wieder auf, indem sie von einer "Notwendigkeit" spricht, die ihn dazu getrieben haben muss. Sie macht sich ihre Gedanken dazu, äussert sich aber nur in diesem Brief und noch in einem zweiten negativ über ihn.<sup>251</sup> Ein Grund dafür mag auch die Haltung Susanne Gsell-Schobingers sein, die sich nach dem "häuslichen Frieden" sehnt.<sup>252</sup> Ihr Interesse besteht in jeder Beziehung darin, die Familie zusammenzuhalten, den häuslichen Frieden zu wahren und ihren Mann aufzuheitern.

---

246 Band V, S. 45, 7. Juli 1847.

247 Band IV, S. 475, 3. Okt. 1847.

248 Band V, S. 58, 2. Dez. 1847.

249 Heidi Rosenbaum, Formen der Familie: Untersuchung zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt 1982, S. 278.

250 Band V, S. 58, 2. Dez. 1847.

251 Susanne Högger schreibt am 26. Dez. 1847: "Herr Gsell sollte erst am Singabend mit der vollen Geschenkladung überrascht werden allein jüngst hatte er beim Mittagessen ein solches Silvestergesicht aufgesteckt, dass sich Mamma nicht enthalten konnte ihm flugs eine Banknote von f 100 in die Serviette zu pracktizieren, worauf dann also bald die Trauerflagge herabgenommen u ein Glas Most! auf Deine Gesundheit getrunken wurde." Band V, S. 62, 26. Dez. 1847.

252 Band V, S. 58, 2. Dez. 1847.

Jacob schickt seiner ganzen Familie immer wieder Geld. Seine grosszügigen Geschenke sind nicht nur in St.Gallen willkommen, sondern auch bei den "Gebrüder Kunst und Wissenschaft". Theodor hält sich Ende 1847, Anfang 1848 bei seinem Bruder Caspar in Paris auf. Die beiden Brüder erleben dort gemeinsam die Februarrevolution. Somit ist die Familie Gsell-Schobinger nicht nur mit den Ereignissen in der Schweiz beschäftigt, sondern durch die beiden Söhne Caspar und Theodor indirekt auch in die Pariserrevolutionen involviert.

## 10.2. Die Pariserrevolutionen im Jahre 1848

Theodor schreibt ausführliche Briefe an seine Eltern und beschreibt darin die Ereignisse in Paris. Theodor kehrt im April 1848 nach St.Gallen zurück und soll Jacob über die politischen Wirren aufklären.<sup>253</sup> Aus Theodors Briefen erfährt Jacob von den Umwälzungen im "alten kranken Europa". Für die Familie Gsell-Schobinger bedeutet diese unruhige Zeit, dass sie keinerlei Zukunftspläne machen können. Susanne Gsell-Schobinger schreibt: "Dieser noch nie erlebte Moment macht es uns wirklich unmöglich für jetzt auch nur den geringsten Plan zu fassen, da jede Woche wieder etwas neues und unerhörtes bringt."<sup>254</sup> Doch Theodor, der nun wieder in St.Gallen lebt, gibt ihr neue Lebenskraft.<sup>255</sup> Jacob ist der Meinung, dass in Brasilien eine Revolution, wie in verschiedenen Gebieten Europas, nicht möglich wäre und begründet dies folgendermassen: "[...] Brasilien besitzt eine der freiesten Constitutionen u sein herrliches Clima, sein ergiebiger Boden machen wahres Elend u tiefe Armut, wohl meist die Hauptursache von Revolutionen fast unmöglich, [...]."<sup>256</sup> Somit ist die Armut der Menschen in Brasilien selbstverschuldet, denn "wahres Elend" gibt es dort nicht. Dass zu dieser Zeit beispielsweise viele Schweizer Kolonialisten hart um ihr Überleben kämpfen mussten, scheint ihm nicht bekannt zu sein.<sup>257</sup> Jacob verkehrt also nicht nur mit Angehörigen seiner Heimat, sondern auch nur mit den Leuten aus seiner gesellschaftlichen Schicht.

---

253 Band IV, S. 484, 21. April 1848.

254 Band IV, S. 485, 15. Mai 1848.

255 Band IV, S. 485, 15. Mai 1848.

256 Band IV, S. 486, 30. Juni 1848.

257 Siehe Béatrice Ziegler, Schweizer statt Sklaven. Schweizerische Auswanderer in den Kaffee-Plantagen von Sao Paulo (1852–1866), Stuttgart 1985. Eveline Hasler hat in ihrem Roman "Ibicaba" ebenfalls dieses Thema behandelt. Eveline Hasler, Ibicaba: das Paradies in den Köpfen, Zürich 1985.

Nach der zweiten Revolution in Paris schreibt Caspar, dass er wohlauf sei. Trotzdem bittet ihn seine Mutter nach St.Gallen zu kommen, um sich zu erholen.<sup>258</sup> Susanne Gsell-Schobinger ist froh, dass sich wenigstens Jacob, weit weg von all den Unruhen, in Sicherheit befindet.<sup>259</sup> Jacob hingegen wäre gerne selbst dabei gewesen und findet es "jammerschade", dass er nicht an der Seite seiner Brüder die "Februartage durchmachen konnte, da wäre [ihm] das Herz aufgegangen".<sup>260</sup> Doch er hofft, dass "die kritischen Handelsverhältnisse wieder in ihr sicheres Gleis zurückgekehrt seien".<sup>261</sup> So gerne er als "eifriger Radicaler [...] das Erheben der Völker, das endlich seinen Werth u seine Macht fühlt", gesehen hat und sich darüber freut, dass "die Fürsten, Könige u dergleichen Leute umso harte aber wohlverdiente Lehren machen mussten", wünscht er sich aber als Kaufmann, dem das eigene Interessen am nächsten steht, "dass sich aus dem wüsten Chaos bald ein Geläutertes Klares bilde u dass aus der ausgeworfenen, geflickten halb..... Baracke ein fester solider Bau errichtet werde".<sup>262</sup> Jacob sieht sich in erster Linie als Kaufmann und ist an problemlosen Handelsbeziehungen interessiert. Dies ist in dieser Zeit nicht möglich, da ein grosser Teil Europas in Aufruhr steht, und der Handel, zum Beispiel mit Frankreich, fast gänzlich zusammengebrochen ist.<sup>263</sup>

Trotz des eingeschränkten Handels hat Jacob im Geschäft viel zu tun. Billwiller und er planen, das Geschäft 1850/51 ganz an Laquai abzutreten, deshalb sind sie nun wieder daran interessiert, einen geeigneten Geschäftspartner zu finden.

## **11. Die Verflechtung von Geschäft und Familie**

### **11.1. Susanne Gsell-Schobinger als Gegenspielerin von Friederich Billwiller**

Die Suche nach einem Geschäftspartner wird 1848 wieder aktuell. In diesem Jahr ist Laquai auf einer Europareise und mit der Anstellung eines Geschäftspartners beauftragt. Die drei Geschäftspartner haben an den Bruder Billwillers, an Carl Billwiller-Zollikofer, gedacht. Obwohl sie sich schon in Rio

---

258 Band IV, S. 490, 11. Juli 1848.

259 Band IV, S. 490, 11. Juli 1848.

260 Band IV, S. 487, 30. Juni 1848.

261 Band IV, S. 487, 30. Juni 1848.

262 Band IV, S. 487, 30. Juni 1848.

263 Band IV, S. 489, 30. Juni 1848.

auf diesen Kandidaten geeinigt haben, bittet Jacob seine Mutter, Laquai bei der Wahl behilflich zu sein.<sup>264</sup> Sie antwortet darauf:

"Bruder Carl [Schobinger, k.u.] und wir alle werden unser möglichstes thun Deinen Associé Laquai in der Wahl eines Theilnehmers [...] mit Rath und That beizustehen, was Herrn Carl Billwiler betrifft so stimmen Bruder Carl und wir vollkommen überein dass dieser sonst so liebenswürdige Mann auch nicht einer Deiner Hauptforderungen (wie Energie, männliche Kraft und festes sicheres Zusammenhalten eigene Klarheit und gesicherte Willenskraft) entspreche, da er einen sehr guten aber schwachen, willenslosen Charakter besitzt."<sup>265</sup>

Susanne Gsell-Schobinger setzt sich nicht für Carl Billwiler ein. Sie ist der Meinung, dass dieser wegen seines "willenslosen, schwachen Charakters" nicht geeignet sei. Dies ist aber nicht nur ihre Meinung, sondern sie betont, dass dies auch die Meinung ihres Bruders Carl und überhaupt von allen sei. Um ihrer Meinung mehr Gewicht zu verleihen, bettet sie diese in eine Kollektivmeinung ein. Carl Schobinger bekommt hier eine sehr wichtige Rolle, denn er unterhält geschäftliche Beziehungen mit "Billwiler Gsell & Co", ist also selbst Geschäftsmann und weiss, welche Bedingungen ein Teilhaber erfüllen muss. Dies nützt Susanne Gsell-Schobinger zu ihren Gunsten. Auch um Laquais geschäftliche Tätigkeiten zu loben, wendet sie dieselbe Strategie an. Sie schreibt:

"Von Bruder Carl und von mehreren Personen erfuhr ich dass unser [...] Herr Vetter seine Geschäfte recht gut in die Hände nimmt und dass er sowohl bei meinem Bruder als bei allen hiesigen Kaufleuten mit denen er Geschäfte macht, für einen sehr tüchtigen brauchbaren Reisenden gilt, der für das Wohl seines Hauses viel geschäftiger, unermüdlicher, und viel lieber gesehen und empfunden wird als Herr Billwiler der auch nicht ein ihn preisenden oder nur ein günstiges Urtheil fällender St.Galler oder Rinn findet, da heisst es immer, 10 mal gebe ich dem Herr Laquai den Vorzug, vor dem Geizhals und Egoisten Billwiler [...]."<sup>266</sup>

Sie sagt nicht einmal mehr explizit, dass dies ihre Meinung sei, sondern erwähnt neben ihrem Bruder Carl alle Kaufleute, die Laquai loben. Sie benützt zudem den schlechten Ruf Billwillers, um die Vorzüge Laquais noch stärker zu betonen. Nicht einmal eine St.Galler-"Rinn" würde sich finden lassen, die ein günstiges Urteil über Billwiler fällen würde. Damit unterstützt sie nicht nur ihre

---

264 Band IV, S. 489, 30. Juni 1848.

265 Band IV, S. 494f, 14. Sept. 1848.

266 Band IV, S. 499, 13. Nov. 1848.

Aussagen gegenüber Laquai, sondern setzt Billwiler ganz allgemein in ein schlechtes Licht.

Jacob schildert ein anderes Bild von Billwiler. Zwar erwähnt auch dessen rohe Art, aber das Verhalten gegenüber seiner Frau beschreibt Jacob anders. Das Paar sei ein Herz und eine Seele und Billwiler sei die "Herzlichkeit u Güte selbst u macht das Lager wenn das Weibchen unwohl ist".<sup>267</sup> Frau Billwiler ist hoch schwanger und erwartet jeden Tag ihr Kind. "Was die Liebe nicht thun kann", schreibt Jacob, "dass sich selbst der Don. Billw. sich geschmeidig zeigt".<sup>268</sup> Billwiler benimmt sich nicht nur gegenüber seiner Frau herzlich, sondern entspricht gemäss den Beschreibungen Jacobs auch nicht dem genannten Geizhals.

Am 19. Okt 1848 meldet Jacob nach St.Gallen, dass Billwiler Vater eines Mädchens geworden ist. Dieser hat nun "in Familienangelegenheiten des Laufens, Springens, Arbeitens genug". Deshalb ist Jacob fast alleine für das Geschäft zuständig.<sup>269</sup> Auch zwei Monat später ist das selbe von Jacob zu vernehmen. Da Billwiler "als verheurateter Mann, natürlich der Haus u Ehestandssorgen zu Genüge hat", überlässt er ihm das ganze Geschäft.<sup>270</sup> Billwiler kümmert sich auch um das Kind, denn "selbst der Herr Papa trägt das schreiende Kind des Nachts hin u her u nimt sich mit seiner sauersüssen Mine gar ehrwürdig aus".<sup>271</sup>

Jacob äussert sich nicht negativ über Billwiler, dass dieser faul sei oder das Geschäft im Stich lassen würde. Seine Beschreibungen des 'frischgebackenen' Vaters klingen verständnisvoll. Susanne Gsell-Schobinger hingegen hat kein Verständnis für das 'häusliche' Leben von Billwiler. Sie nimmt dies zum Anlass, um zu einem weiteren Schlag gegen Billwiler auszuholen. Jacob würde Tag für Tag hart arbeiten, während der "Herr Associé, trotz einer südlichen Glut sich beständig im Faulpelz herumschleppt, und bei der jährlichen Abrechnung den Profit mit Doppelkreide für seine mühelosen Wochen und Monate für sich berechnen möchte".<sup>272</sup> Sie spricht ihm damit die geschäftlichen Kompetenzen ab.

267 Band IV, S. 493, 29. Aug. 1848.

268 Band IV, S. 493, 29. Aug. 1848.

269 Band IV, S. 497, 19. Okt. 1848.

270 Band IV, S. 501, 28. Nov. 1848.

271 Band IV, S. 501, 28. Nov. 1848.

272 Band IV, S. 504, 15. Dez. 1848.

Das schlechte Licht, das Susanne Gsell-Schobinger auf Billwiler wirft, hat mit zwei Dingen zu tun. Einerseits ist immer noch nicht klar, wann Jacob nach St.Gallen zurückkehren wird, was sie Billwiler in die Schuhe schiebt. Andererseits geht es um einen neuen Teilhaber im Riogeschäft. Sie engagiert sich nämlich nicht nur gegen Carl Billwiler, sondern vertritt ihre eigenen Interessen.

## 11.2. Der Konflikt und dessen Lösung

Susanne Gsell-Schobinger ist daran interessiert, einen Vertreter aus ihrer Familie in das Riogeschäft einzubringen. Deshalb rät sie ihrem Sohn, sich nicht für Billwillers Bruder zu entscheiden, sondern empfiehlt ihm Carl Züblin. Carl Züblin stammt aus der Familie von Susanne Gsell-Schobinger, ihre Mutter war eine geborene Züblin. Sie schreibt:

"Bruder Carl glaubt dass ihr die beste passendste Aquisition an Carl Züblin machen würdet, dessen Urtheil all und jeder Beziehung gewiss das richtigste und erprobteste ist, [...]. Carl Züblin war ein Lieblingsschüler von mir, [...] und ich bin bestimmt überzeugt dass er Dir in allem zusagen wird."<sup>273</sup>

Immer wieder unterstreicht sie ihre Meinung mit der Meinung ihres Bruders Carl. Carl Schobinger unterhält mit Jacob eine rein formale Geschäftsbeziehung, in der kaum Persönliches einfließt. Diese Geschäftsbeziehung wird nun von Susanne Gsell-Schobinger durch eine informelle Beziehung erweitert.<sup>274</sup>

"Informelle Beziehungen verfestigen sich oft zu informellen Gruppen, Netzwerken und Strukturen, die formelle bzw. formale Strukturen durchziehen und überformen. Demzufolge besteht die faktische Kommunikationsstruktur einer Organisation sowohl aus formal festgelegten wie auch aus informell entstandenen Informationskanälen."<sup>275</sup>

Diese "informellen Informationskanäle" werden erst durch Susanne Gsell-Schobinger geschaffen. Sie knüpft aber nicht nur eine informelle Beziehung

273 Band IV, S. 499. 13. Nov. 1848.

274 Informelle Beziehungen sind mannigfaltige und stark emotional beeinflusste Ausprägungen des gegenseitigen Verhaltens von Menschen, die aufgrund von Verwandtschaften, Freundschaften oder Bekanntschaften gegeben sind. Wörterbuch der Soziologie, Hg. Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart 1994, S. 367. Im weiteren zitiert als Wörterbuch der Soziologie.

275 Wörterbuch der Soziologie, S. 368.

zwischen Jacob und Carl Schobinger, sondern erhofft sich, dass die dargelegte Meinung ihres Bruders einen Einfluss auf Jacobs Entscheidungen hat. Sie benützt dies, um ihre Interessen durchzusetzen. Sie selbst besitzt in geschäftlichen Angelegenheiten keine formelle Entscheidungsgewalt, ihr bleibt nur der informelle Weg. Somit baut sie ihre informellen Beziehungen zu informeller Macht aus.

"Aus informellen Beziehungen kann neben den formalen Machtrollen informelle Macht bzw. Gegenmacht entstehen, die dann die tatsächliche Macht- und Entscheidungsstruktur erheblich mitbestimmt. Dadurch können Organisationsangehörige ohne formale Machtbefugnisse oder sogar aussenstehende Personen im Verborgenen grossen Einfluss gewinnen, [...]." <sup>276</sup>

Susanne Gsell-Schobinger versucht, genau auf die Weise ihre Interessen durchzusetzen. Ihre informelle Macht beruht auf einem grossen Wissen und Informationen, die sie benutzt, um ihren Sohn von ihrer Meinung zu überzeugen. Sie beschreibt Carl Züblin in einem guten Licht, unterstützt durch die Meinung ihres Bruders und durch ihre eigenen Erfahrungen. Auf die gleiche Weise verfährt sie bei den Äusserungen über Carl Billwiller, jedoch im negativen Sinne. So befürchtet sie immer noch, dass sich Laquai für Carl Billwiller entscheiden werde, "was er später (nach dem Urtheil meines Bruders und nach dem meinigen) sehr bereuen wird". <sup>277</sup> Carl Billwiller habe zwar vorzügliche Eigenschaften, sei aber ein kränklicher Mensch. Man müsse bedenken, dass "eine etwas debile Frau und 3 Kinder, Magd also 6 Personen, wovon wenn das geringste Herrn Billwiller begegnet, 5 Wesen Eure Hülfe in Anspruch nehmen müssen". Das finde sie doch sehr gewagt. <sup>278</sup> Sie bringt jedes Argument, das ihr zur Verfügung steht, um Jacob davon zu überzeugen, dass Carl Billwiller ungeeignet ist.

Laquai ist aber im Gegensatz zu Susanne Gsell-Schobinger nicht begeistert von Carl Züblin und schon bald taucht in ihren Briefen ein neuer Kandidat auf, Gustav Gsell. Und zwar genau dieser Gustav Gsell, nach dem sich Jacob im November 1846 bei seiner Mutter erkundigt hat. Gustav Gsell ist der Cousin von Jacob, väterlicherseits. Gustav hält sich im Januar 1849 in St.Gallen auf, und falls ihm ein annehmbares Angebot gemacht würde, erwähnt Susanne

276 Wörterbuch der Soziologie, S. 368. Macht wird hier im Sinne der Definition von Max Weber verwendet: "die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleich viel worauf diese Chance beruht.", S. 505.

277 Band IV, S. 504, 15. Dez. 1848.

278 Band IV, S. 504, 15. Dez. 1848.



Gsell-Schobinger, wäre er bereit nach Rio zu gehen. Gustav gefällt ihr gut, scheint klar und selbständig zu sein und wie dazu geboren, diese Stelle einzunehmen. Sie gibt aber auch die Hoffnung noch nicht ganz auf, dass doch noch Carl Züblin die Stelle erhalten könnte. So berichtet sie, dass Onkel Züblin, Carls Vater, gestorben und damit das grösste Hindernis aus der Welt geschaffen sei.<sup>279</sup>

Im März 1849 äussert sich Jacob zu dieser Angelegenheit. Er schreibt es der Unentschlossenheit Laquais zu, dass Carl Billwiler nicht engagiert wurde. Laquai hätte diesem zwar einen Antrag gemacht, ihn aber nach dreimonatigem Hinhalten abgewiesen. Dies habe Billwiler sehr gekränkt, da sie "im 3 er Rath beschlossen Carl B aufzunehmen".<sup>280</sup> Billwiler und er beschliessen, Laquai von der Aufgabe einen Teilhaber zu suchen, zu suspendieren. Billwiler schreibt, im Gegensatz zu Jacob, das Absetzen seines Bruders nicht Laquais Unentschlossenheit zu. Billwiler glaubt laut Jacob, den "Entschluss Laquais dem Grund von Onkel Carl u Euch beimessen zu müssen".<sup>281</sup> Deshalb werde Billwiler niemals sein Einverständnis zu Gustav Gsell oder Carl Züblin geben. Im Interesse dieser beiden Männer müssten sofort alle Verhandlungen abgebrochen werden. Billwiler widersetzt sich dem Engagement eines Mannes aus der Familie Gsell oder Schobinger, da er das System der informellen Macht durchschaut.

Einen Monat später schreibt Jacob, dass er durch Onkel Carl von Gustavs Engagement erfahren habe. Laquai selbst habe ihnen noch nichts mitgeteilt. "Wie schon in meinem Letzten bemerkt", schreibt Jacob, "protestirte Billwiler fürchterlich gegen den jungen Gsell, u wird wenn dieser dennoch nach Rio kommt, Alles Mögliche thun, den jungen Mann zu entfernen, da er in ihm den Verdränger seines Bruders sieht, [...]".<sup>282</sup> Gustav Gsell könne somit sein Ziel, in das Geschäft einzutreten, nicht erreichen, "da Billw. s Stimme so viel gilt als die meinige u Laquai nur berathende Stimme laut Contract hat".<sup>283</sup>

Doch unterdessen hat die Geschichte in St.Gallen ihren weiteren Verlauf genommen. Gustav hat nämlich in der Zwischenzeit seine gesicherte Stelle in Ägypten aufgegeben. Dies auf Zusicherung von Susanne Gsell-Schobinger, die auf das wiederholte Drängen von Gustav nach einer "schriftliche Zusicherung

---

279 Band IV, S. 507, 12. Jan. 1849.

280 Band IV, S. 511, 12. März 1849.

281 Band IV, S. 511, 12. März 1849.

282 Band IV, S. 514, 16. April 1849.

283 Band IV, S. 514, 16. April 1849.

von Rio", ihr und Onkel Carls Wort gab. Sie versicherte Gustav, das er ihr Wort "eben so unverbrüchlich als alle Unterschriften annehmen dürfe".<sup>284</sup>

Susanne Gsell-Schobinger würde mit der Absage an Gustav als Wortbrecherin dastehen. Sie wiederholt noch einmal, dass sie sich alle ersichtliche Mühe gegeben hat, Gustav schon bei seinem ersten Besuch für Jacobs Geschäft zu gewinnen, um seinen Wünschen und auch den früheren Wünschen Billwillers zu entsprechen. Sie konnte Gustav endlich überreden, seine Stelle in Ägypten aufzugeben, um sich für Rio freizumachen.

Hier zeigen sich auch die Folgen der lange dauernden Briefsendungen. Der Informationsstand überschneidet sich laufend. So wird in St.Gallen Gustav bereits mündlich engagiert, während von Rio eine Absage an diesen unterwegs ist. Schnelles Handeln war nur beschränkt möglich und konnte, wie in diesem Fall, zu Komplikationen führen.

Susanne Gsell-Schobinger kann nicht glauben, dass sich Jacob wirklich für eine Absage entschieden hat. Sie fordert ihn auf, sich das nochmals zu überlegen. Auch nach Jacobs klarem Entscheid, Gustav nicht in das Geschäft aufzunehmen, gibt seine Mutter sich nicht geschlagen. Für sie hat sich die ganze Sache schon dermassen verwickelt, dass sie sich nicht kampflos aus dieser Angelegenheit zurückziehen kann. Es steht nämlich nicht nur ihr Wort auf dem Spiel, sondern auch ein mögliches Zerwürfnis innerhalb der Familien Gsell und Schobinger.

Für Susanne Gsell-Schobinger steht ihre Glaubwürdigkeit auf dem Spiel. Sie ist überzeugt, dass sie den Wünschen Jacobs entsprach und war vergnügt, diese "so glücklich réalsirt zu haben".<sup>285</sup> "Wie ein Blitzstrahl der aus dem heitern Himmel fällt und zündet treffen mich nun Deine abschlägigen Worte", erklärt sie. Und weiter führt sie aus: "Die lebensvergiftenden Folgen" würden am stärksten "deine Mutter und Onkel Carl" treffen, "Carl der Dich immer wie ein Vater liebte und für Dich sorgte".<sup>286</sup>

Sie und Carl Schobinger, die nur das Beste für Jacob wollen und schon immer wollten, müssten nun die ganzen Folgen tragen. Ihr Versuch, Jacob doch noch zum Umdenken zu bringen, besteht darin, ihm darzulegen, dass die Familien Gsell und Schobinger, sich dadurch zerstreiten würden. Und dies nur, weil Billwiller wieder einmal mehr 'quer' steht. Gustav müsste einen solchen Eingriff in seine "Lebensbahn erdulden" und sie selbst könnte ihrers Lebens nicht mehr

---

284 Band IV, S. 519, 10. Juni 1849.

285 Band IV, S. 519, 10. Juni 1849.

286 Band IV, S. 519, 10. Juni 1849.

froh werden. "Und warum?", fragt sie sich und antwortet gleich selbst, "weil wir einer grundlosen eigensinnigen Meinung Deines Associés geopfert werden sollten!"<sup>287</sup>

Susanne Gsell-Schobinger bringt starke Worte, wie "geopfert werden" und "ihres Lebens nicht mehr froh werden zu können". Sie hofft, dass sich Jacob endlich gegen Billwiler stellt und nicht einen Familienzweist aufbrechen lässt. Sie ist sich bewusst, dass sie, die in St.Gallen leben, davon betroffen sind. Jacob befindet sich weit weg und muss sich nicht in diesem 'vergifteten Klima' aufhalten.

Jacob aber möchte keinen totalen Bruch mit Billwiler erzwingen und belässt seinen Entschluss dabei, Gustav nicht nach Rio kommen zu lassen. Er begründet dies auch damit, dass "wenn es wirklich zu einem vollkommenen Bruch mit Billw käme u wie lange ich dann noch in Rio hausen muss, will ich Euch lieber nicht sagen".<sup>288</sup>

Damit trifft Jacob den Nerv seiner Mutter. Sie wünscht sich nichts inniger, als dass Jacob in die Schweiz zurückkehren würde. Obwohl er in anderen Briefen betont, dass er nicht weiss, ob er jemals wieder ganz nach St.Gallen zurückkehren wird, da er Rio zu lieb gewonnen hat, schreibt er, dass ihre Forderungen ihm gegenüber, einen verlängerten Aufenthalt in Rio nach sich ziehen würde.

Jacob teilt seiner Mutter mit, dass er nun in dieser Angelegenheit an seinen Bruder Theodor geschrieben hat. "Zu Eurer Beruhigung schrieb daher über die Affaire Gustav Gsell, an den unbetheilgten u ruhigen Bruder Theodor u aus dessen Mittheilungen werdet Ihr den richtigen Stande des Diego wohl besser beurtheilt haben [...]"<sup>289</sup> Mit diesen Worten entzieht Jacob seiner Mutter jegliche Möglichkeit, sich in diesen Konflikt weiterhin einzumischen. Solange es nötig ist, Netze und Beziehungen aufzubauen und daraus zu profitieren, erteilt Jacob Susanne Gsell-Schobinger immer wieder Aufträge. Sobald es zu einer Konfliktsituation kommt, wird sie von ihrer Tätigkeit suspendiert und darauf verwiesen, dass sie sich zu "aufgeregt" und "lebhaft" eingemischt habe. So schnell wie ihr ein Auftrag erteilt wird, kann ihr einer wieder entzogen werden. Die informelle Macht reicht nur soweit, wie dies von den Männern, die die formelle Macht besitzen, zugelassen wird. Dies zeigt deutlich die Grenzen der informellen Macht auf.

---

287 Band IV, S. 519, 10. Juni 1849.

288 Band IV, S. 521, 15. Sept. 1849.

289 Band IV, S. 520, 15. Sept. 1849.

Susanne Gsell-Schobinger wird auch beim Versuch, den Konflikt gütlich zu lösen, nicht mehr miteinbezogen, im Gegensatz zu ihrem Bruder. So schreibt sie:

"Was unsern Neffe Gustav Gsell anbetrifft so hat Theodor sogleich nach Empfang Deines Briefes mit ihm weitläufig und eindringlich darüber gesprochen, hernach eben so mit Onkel Carl, dann vereinigte er alle drei und gelangte nun auf den festen Punkt dass sich Grustav mit Entschädigung abfinden lässt, und wir nun durch die kluge Vermittlung von Theodor keinen Familienzweist zu befürchten haben! was für Papa und für mich von grossem Werthe ist."<sup>290</sup>

Ihre Wort klingen wie diejenigen einer Unbeteiligten. Nur noch Gustav und Onkel Carl scheinen in diesen Konflikt involviert zu sein. Sie als Vermittlerin, die Gustav dazu brachte, seine Stelle in Ägypten aufzugeben, und Jacob dazu zu bewegen versuchte, sich gegen Billwiller aufzulehnen, steht am Ende als Unbeteiligte da, die nur noch den Ausgang kommentiert. Vielleicht hat sie sich auch selbst nach der ablehnenden Haltung von Jacob zurückgezogen und wollte mit dieser Angelegenheit nichts mehr zu tun haben. Vielleicht hat sie gemerkt, dass sie ihre Kompetenzen überschritten hat. Ihre Zuständigkeit geht bis dahin, die Beziehungsnetze aufzubauen und aufrechtzuerhalten. Geschäftliche Verhandlungen haben nur noch unter Männern stattzufinden. Sie hat die Grenzen der normativen Ebene im Bereich "öffentlich" und "privat" in der "Affaire Gustav Gsell" überschritten. Da es zum Konflikt kommt, ist es nötig, sie in ihre Schranken zu verweisen. Der Vorteil der informellen Macht besteht darin, dass keine Konsequenzen getragen werden müssen.

Susanne Gsell-Schobinger selbst kennt die Normen, die für die weibliche Sphäre gelten. Dies zeigt sie am Thema Politik, das sie nur aus "Pflichttreue" gegenüber ihrem Sohn in Briefen ausführt. Sie betont von Anfang an, dass sie "Avversionen" gegen dieses Gebiet hat, schreibt aber über Jahre hinweg sehr ausführlich darüber. Ihre Kenntnisse hat sie sich unter anderem durch das Lesen von Zeitungen erworben, aus denen sie häufig Abschriften verfasst. Sobald aber Theodor in St.Gallen weilt, gibt sie das Gebiet der Politik an diesen weiter. Auch Susanne Högger erwähnt: "Doch ich überlasse diesen Gegenstand gerne Deinem Bruder, u wende mich zu Jenen aus unserm häuslichen Leben, [...]"<sup>291</sup> Sobald Theodor wieder abwesend ist, übernimmt eine der beiden Frauen diese

---

290 Band V, S. 70, 13. Okt. 1849.

291 Band IV, S. 496, 14. Okt. 1848.

Sparte, aber nicht ohne Verweis, dass Theodor, sobald er wieder zurück ist, wieder über die wichtigsten politischen Ereignisse schreiben wird.<sup>292</sup> Sie kennen zwar die Normen, halten sich aber nicht daran. Deshalb benützen sie die erwähnten Verweise, um über Themen wie Politik schreiben zu können.

Susanne Gsell-Schobinger muss sich zwar in der "Affaire Gustav Gsell" geschlagen geben, doch sie kann auf einem anderen Gebiet einen Erfolg aufweisen. Dieser bezieht sich auf die arrangierte Hochzeit von Laquai, worin sich die gelungene Verbindung von Familie und Geschäft zeigt.

### 11.3. Eine "vernünftige" Wahl

Auch Laquais Europareise dient ihm zur Suche einer Ehefrau. Jacob bittet wieder seine Mutter, diesem dabei zu helfen.<sup>293</sup> Er gibt seiner Mutter ebenfalls die "Signalemente" seines Geschäftspartners an. Diese lauten sehr ähnlich wie diejenigen von Billwiller: hübsch sei er nicht aber in sehr "schöner finanzieller Stellung". Anders als bei Billwiller beschreibt er seinen Charakter:

"[...] sein Herz ist butterweich, schmilzt also leicht, doch ist er ziemlich elastisch u hat es wohl schon mehr als ein Jungfernherz darin beherbergt – hat auch mehr Platz – sein Charakter ist gut – treu u anhänglich, wenn er jemanden mal liebgewonnen, aber schwach wie ein schwankendes Rohr, das jeder Windbewegung [nachgibt, k.u.] – es fehlt ihm ein kräftiger männlicher Wille, also soll's die Frau diesen Mangel ersetzen [...]."<sup>294</sup>

Wenn also ein Mann keinen genügend starken Willen aufweist, ist die Schlussfolgerung, dass die Frau diesen Mangel beheben soll. Frauen werden immer wieder auf die Rolle verwiesen, an den Männern das auszubessern, was diesen fehlt. Sie sollen entweder an den Männern das "Schroffe und Harte" mit ihrem "zarten Sinn und wahren Gefühl" glätten, die Männer wieder gesellschaftsfähig machen oder wie in diesem Fall den "kräftigen männlichen Willen" ersetzen. Die Frauen werden als Ergänzung zum Mann gesehen, was bei diesem fehlt, muss die Frau haben, je nach Bedarf.

---

292 Band V, S. 71, 29. Nov. 1849.

293 Band IV, S. 488, 30. Juni 1848.

294 Band IV, S. 488, 30. Juni 1848.

Jacob wünscht Laquai eine "böse Lebensgefährtin, die ihn den süßen (?) Pantoffel fühlen lässt". Sie sollte hübsch sein, "um den Mann, der nicht wenig sinnlich [ist], auch körperlich zu fesseln", dafür sollte sie nicht zu gebildet sein.<sup>295</sup>

Doch dieses Mal scheint die Vermittlungstätigkeit von Susanne Gsell-Schobinger nicht gefragt zu sein, denn sie schreibt, dass Laquais "Schwester Mina prüfend und voraussichtig sich lebhaft damit befasst".<sup>296</sup>

Das heisst, Laquai ist nicht auf das Beziehungsnetz von Susanne Gsell-Schobinger angewiesen, da sich seine eigene Schwester um die Ehevermittlung kümmert. Susanne Gsell-Schobinger ist froh darüber, denn sie geht nicht mit Jacob einig, dass Laquai die Frauen in St.Gallen "beglücken" werde. Sie begründet dies, indem sie glaubt, dass sich Laquai nicht nur für eine Frau entscheiden werde.<sup>297</sup> Dies passt auch zu den Aussagen Jacobs, dass Laquai schon mehr als ein "Jungfrauenherz beherbergt" hat. Susanne Gsell-Schobinger sagt sogar: "Mir schauderts wenn ich mir die unschuldigen, fröhlichen Mädchen als Schlachtopfer denke, wie die Bräute von Bänzinger, Laquai etc. ."<sup>298</sup> Dank dem Frauennetz, das Laquai in der eingenen Familie zur Verfügung steht, möchte sich Susanne Gsell-Schobinger dieses Auftrages entledigen.

Nach verschiedenen Heiratskandidatinnen tritt Sabine Gonzenbach (Jenny) auf. Sie stammt aus der Familie Gonzenbach, die ein Handelsgeschäft in St.Gallen führt.<sup>299</sup> Sabine Gonzenbach spinne "zarte (und gröbere) Netze" um Laquai. Susanne Gsell-Schobinger glaubt, dass Jacob seinen "Associé" schon bald "beglückwünschen" könne.<sup>300</sup> Trotz ihrer Abneigung mischt sie sich in die Heiratspläne Laquais ein und schreibt an Jacob:

"Carl und ich riethen ihm einstimmig sich nicht zu übereilen (Carl sagte ihm ganz trocken) merked si nöd dass me si will über dr Güsdrack füere?) Bruder Carl wittert noch andere Zwecke die Weidmann, Wirth und Gonzenbach damit verbunden haben, da sie es durchaus erzwingen wollen."<sup>301</sup>

Sie und ihr Bruder Carl sehen in der geplanten Heirat, die "Weidmann, Wirth und Gonzenbach", wahrscheinlich alle im Geschäft der Gonzenbachs involviert, "erzwingen" wollen. "Laquai nun in Gonzenbachschen Klauen wird in wenigen

295 Band IV, S. 488, 30. Juni 1848.

296 Band IV, S. 494, 14. Sept. 1848.

297 Band IV, S. 494, 14. Sept. 1848.

298 Band IV, S. 495, 14. Sept. 1848.

299 In diesem Handelshaus war Gustav Gsell tätig. Band IV, S. 465, 30. Nov. 1846.

300 Band IV, S. 506f, 12. Jan. 1849.

301 Band IV, S. 507, 12. Jan. 1849.

Jahren schwer miauen", ist ihr scharfer Kommentar.<sup>302</sup> Susanne Gsell-Schobinger versucht, die Heirat zwischen Laquai und Sabine Gonzenbach zu verhindern. Sie, wie auch ihr Bruder Carl, sind der Meinung, dass eine Verbindung mit dem Hause Gonzenbach nicht von Vorteil wäre, ja sogar, dass man Laquai hineinlegen wolle. Doch Laquai "brenne schon lichterloh" für Sabine Gonzenbach und habe nur "Augen und Ohren" für sie. Ihm gefalle ihr "Äusseres und Inneres" und sie habe ihn "mit ihrer Sinnlichkeit und Coquetterie [...] schon ganz gefangen".<sup>303</sup>

Susanne Gsell-Schobinger beschreibt Sabine Gonzenbach als "sinnlich und coquette" und Laquai wird von Jacob als "sinnlicher" Mann bezeichnet. Die "Sinnlichkeit" der Frau und die des Mannes werden unterschiedlich beschrieben. So bezieht sich die "Sinnlichkeit" Laquais darauf, dass ihn eine Frau auch "körperlich fesseln" muss. Dies sagt nichts über sein Äusseres aus, sondern darüber, wie eine Frau aussehen muss, damit Laquais "Sinnlichkeit" befriedigt wird. Bei der "sinnlichen" Frau ist dies gerade umgekehrt. Sie selbst ist hübsch und fesselt den Mann mit ihrer Schönheit. Sie fesselt den Mann nicht nur, sondern verführt ihn mit ihren 'Reizen'. Diese werden von Susanne Gsell-Schobinger mit "Sinnlichkeit und Coquetterie" bezeichnet, die Laquai gefangen haben.

Ich möchte die hier beschriebene "Sinnlichkeit" in Zusammenhang zu der Liebesauffassung anfangs des 19. Jahrhunderts stellen. Eine Ehe sollte nicht mehr auf rein "gesellschaftlichen und familialen Zwängen" beruhen. "Die Liebesheirat – obwohl im 19. Jahrhundert von vielen weiterhin abgelehnt – wurde zu einer Ideologie und zur Norm."<sup>304</sup>

"[Die] eheliche Liebe war Ausdruck von Kameradschaft und Solidarität und meinte die auf den ehelichen Verhaltenspflichten gegründete Zuneigung und gegenseitige Unterstützung der Partner. [...] Eheliche Liebe hatte weder etwas mit psychischer Hingabe noch mit Lustgewinn zu tun."<sup>305</sup>

"Sentimentale Liebe", wie sie Peter Borscheid nennt, wurde aus der Ehe verbannt.

302 Band IV, S. 507, 12. Jan 1849.

303 Band IV, S. 508, 13. Feb. 1849.

304 Peter Borscheid, Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert, in: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit, Hg. Peter Borscheid und Hans J. Teuteberg, Münster 1983, S. 112. Im weiteren zitiert als Peter Borscheid.

305 Peter Borscheid, S. 113.



"Als Grundlage einer lebenslangen Verbindung schien die Liebe nicht geeignet. Als einer Art Exzess gab man ihr nur eine kurze Lebensdauer. Dass die Liebe unvermeidlich vorzeitig enden musste, dass sie sich mit der Zeit selbst verzehrte, dessen war man sich sicher. In Analogien und Metaphern wie 'Liebesglut', wie 'Liebe, die sich entflammt und wieder verzehrt', oder 'Liebe sei Wahnsinn' klingt dieses Denken an. Zahlreiche Bücher über die Ehe, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in die Diskussion über die jetzt stärker aufkommende Liebesauffassung eingriffen, warnten vor dem romanhaften Glauben, die Liebe habe in der Ehe ewig Bestand."<sup>306</sup>

Genau dieses Bild vermittelt Susanne Gsell-Schobinger, wenn sie von der "Sinnlichkeit" spricht. So "brennt" z.B. Laquai "lichterloh" für Sabine Gonzenbach. Sehr deutlich kommt dies auch zu Ausdruck als Susanne Gsell-Schobinger Wegelins "unglückliche Verhältnisse" beschreibt. Sie betonte, dass "die Sinnlichkeit nur zu geschwind befriedigt [ist], und das arme Herz dann für immer kalt und gebrochen bleibt".<sup>307</sup> Die "Sinnlichkeit" bezieht sich immer auf die Frauen. Sie verzaubern die Männer mit ihrer Schönheit, und diese werden es früher oder später bereuen, wenn die "Liebesglut" erlischt und ihr "Herz dann für immer kalt und gebrochen bleibt".

Die Warnungen von Susanne Gsell-Schobinger bringen Laquai nicht von Sabine Gonzenbach ab. Erst "als er unzweideutige Beweise hatte dass sie [Sabine Gonzenbach, k.u.] ihn lächerlich gemacht [hat], und sich in Gegenwart mehrerer Jugendfreundinnen sich äusserte, dass man Herrn Laquai nur um seines Geldes willen heirathen werde", ändert Laquai seine Meinung.<sup>308</sup> Susanne Gsell-Schobinger sagt, Onkel Carl und Theodor hätten ihn "auf gar vieles aufmerksam gemacht, alle sorgfältig gesammelt und geprüften eingeholten Erkundigungen sowohl von seiner Familie als von Herr Hartmann, Frau Halder Familie Schobinger (und die unsrigen) lauteten sehr übereinstimmend".<sup>309</sup> Die Familien Laquai, Schobinger und Gsell-Schobinger, so wie weitere Bekannte haben sich dafür eingesetzt, dass Laquai nicht in die Gonzenbach Familie einheiratet. Sie haben Erkundigungen eingezogen und diese gegen Sabine Gonzenbach verwendet. Nicht die Argumente, dass man ihn hereinlegen wolle oder dass die "Sinnlichkeit" schnell vorbeigehet, haben am Ende Laquai überzeugt, sondern dass Sabine Gonzenbach nur hinter seinem Geld her sei.

306 Peter Borscheid, S. 113.

307 Band I, S. 90, 20. Jan. 1838.

308 Band IV, S. 508, 13. Feb. 1849.

309 Band IV, S. 508, 13. Feb. 1849.

Dies bringt ihn dazu, sich von Sabine zu lösen und nach einer anderen Braut Ausschau zu halten. Es dauert nicht lange und Susanne Gsell-Schobinger kann den Namen der neuen Heiratskandidatin verkünden. Es ist Maria Schobinger, eine Tochter ihres Bruders Carl Schobinger. Mit der Heirat zwischen Laquai und Maria Schobinger ist die Verflechtung von Familie und Geschäft perfekt. Da Laquai das Geschäft von Billwiler, Gsell & Co. später übernehmen soll, wird durch die Verbindung der Familien Laquai und Schobinger die Fortsetzung von Geschäftsverbindungen garantiert. Somit kann sich Carl Schobinger seine Geschäfte mit Rio auch nach dem Austritt seines Neffen Jacob sichern. Nun scheinen alle glücklich zu sein, vor allem Onkel Carl. Susanne Gsell-Schobinger schreibt: "[...], Mariens lieber, ruhiger Charakter bildet mir gute Bürgschaft für eheliches Glück, [...]."<sup>310</sup> Nicht die "Sinnlichkeit", sondern eine "vernünftige Wahl" soll diese Ehe garantieren.<sup>311</sup>

Das "Glück" wird aber nur für Laquai vorausgesagt und nicht für Maria. Denn Susanne Gsell-Schobinger meint, "was aber das corporelle und sinnliche Capitel betrifft rufe ich nur, arme, arme Maria!!".<sup>312</sup> Sie bedauert Marie, da diese anscheinend die "sinnlichen" Wünsche von Laquai nicht befriedigt. Auch Jacob bezeichnet die Wahl Laquais als sehr glücklich. Aber auch er fügt an, dass dieses Glück "vielleicht mehr für ihn als Marie [sei], doch wird deren ruhigen Character auch einige Nebensprünge ihres Ehegemahls, die nicht fehlen werden, [...] viel Nachsicht vorziehen u sich desshalb nicht zu Tode grämen [...]."<sup>313</sup> Jacob und Susanne Gsell-Schobinger bedauern aber gleichzeitig Maria, die über keine "Sinnlichkeit" verfügt und deshalb vorauszusehen ist, dass Seitensprünge Laquais nicht ausbleiben werden. Maria Schobinger wird als "Schlachtopfer", wie Susanne Gsell-Schobinger die zukünftige Braut Laquais früher bezeichnete, an diesen ausgeliefert. Der einzige Trost ist, dass sie sich mit viel "Nachsicht" nicht zu Tode "grämen" werde.

Susanne Gsell-Schobingers Einsatz hat sich bei dieser Verbindung gelohnt, denn Familie und Geschäft sind nun neu verflochten worden. Somit wird das Riogeschäft auch in Zukunft in der Familie bleiben.

---

310 Band IV, S. 509, 13. Feb. 1849.

311 Band V, S. 67, 30. Aug. 1849.

312 Band IV, S. 509, 13. Feb. 1849.

313 Band IV, S. 517, 27. Mai 1849.

## 12. Das Ende der Geschichte

Beide Geschäftspartner von Jacob sind nun verheiratet, nur Jacob ist noch ledig. Louise Fels, die "Perle", wird noch bis Ende Mai 1849 in den Briefen regelmässig erwähnt, dann taucht ihr Name erst wieder am 13. Oktober 1849 auf. Susanne Gsell-Schobinger eröffnet nun Jacob, dass Louise ihr "die tiefste, unüberwindlichste Liebe zu Theodor gestand".<sup>314</sup> Und Theodor äusserte sich ihr gegenüber, "dass der Besitz von L. sein wahres Lebensglück bilden würde".<sup>315</sup> Doch steht diesem "Glück" noch etwas im Wege. Der Vater von Louise verlangt nämlich von Theodor ein "Kapital" von 10'000 Franken. "Könntest Du, Geliebter", schreibt Susanne Gsell-Schobinger an Jacob, "es nicht möglich machen, dass Theodor [...] [ein] wirkliches Vermögen von f 10,000 aufweisen könnte?"<sup>316</sup> Sie bittet Jacob um 10'000 Franken, damit sein Bruder Theodor "seine Perle" heiraten kann. Dies würde nicht nur das Glück für Louise und Theodor bedeuten, sondern auch für sie selbst. So fährt sie fort:

"Ruhig lege ich in Deine Hände, unser aller Schicksal unser Glück und Lebensfreude, Deinen Ausspruch geduldig erwartend, das muss ich Dir Geliebter noch hauptsächlich bemerken, dass der längste Termin einer zu gebenden bestimmten Antwort, von den Eltern auf den Monat März festgesetzt wurde, später wäre alles für uns verloren! Wie glücklich und beruhigend ist nun der Gedanke für mich dass es in Deiner Macht steht, die zwei jungen Leute aus ihrer quälenden Ungewissheit und uns alle von den Martern der so langen Zögerung einer Antwort so schnell als möglich zu befreien! Möge der gütige Himmel alles zum Besten leiten!"<sup>317</sup>

Susanne Gsell-Schobinger legt alles in Jacobs Hände, er trägt nun die Verantwortung für das Wohl seiner ganzen Familie. Jacobs Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Er antwortet: "Euern Wünschen in Betreff Theodor komme von Herzen entgegen, [...]."<sup>318</sup> Jacob schenkt seinem Bruder 10'000 Franken und bezeichnet dies als seine "Heiratsgabe". Nun hat sich die früher geäusserte 'Drohung' Theodors bewahrheitet, als er an Jacob schrieb: "Bis zu Deiner Rückkunft werde ich wie Gott Bacchus aufblühen, u. Dir dann bei

---

314 Band V, S. 69, 13. Okt. 1849.

315 Band V, S. 69, 13. Okt. 1849.

316 Band V, S. 69, 13. Okt. 1849.

317 Band V, S. 70, 13. Okt. 1849.

318 Band IV, S. 523, 17. Dez. 1849.

Deiner FrauenSchau nicht wenig den Rang ablaufen."<sup>319</sup> Theodor und Louise heiraten am 1. Juli 1850.

Jacob und Billwiller übergeben ihr Geschäft 1850 an Laquai, der Ende 1849 mit seiner Frau Maria Laquai-Schobinger nach Rio zurückkehrte, und an Heinrich David, der bis zu diesem Zeitpunkt "Commis" im Geschäft von Billwiller und Gsell war. Billwiller und Marie Billwiller-Kelly verlassen Rio Ende Juni 1850. Auch Jacobs Rückkehr scheint nichts mehr im Wege zu stehen. Er beabsichtigt, sich am 25. Oktober 1850 einzuschiffen, um seine Heimat zu besuchen. Ob er ganz nach St.Gallen zurückkehren wird, ist er sich nicht mehr ganz im Klaren. Rio ist ihm sehr ans Herz gewachsen und er meint: "[...] ob Ihr mich dann dort [in St.Gallen, k.u.] festhalten könnet ist, um ganz aufrichtig zu sprechen, nach m/ Ansicht ein Zweites, denn Rio ist mir gar zu lieb geworden, doch dies wird die Zeit lehren, [...]"<sup>320</sup> Nach den 15 Jahren ist Rio zu seiner neuen Heimat geworden. Somit hat sich die Fremde in Jacobs neue Heimat gewandelt. Doch ob die Verbundenheit mit der neuen Heimat stark genug ist, um sich ganz von der alten Heimat zu lösen, wird erst der Aufenthalt in St.Gallen zeigen.

Jacob erreicht Anfang Januar 1851 Le Havre. Er hat Rio für immer verlassen. Im Frühjahr 1852 beginnt auch für ihn das 'Eheglück', als er Wilhelmine Lutz aus Rheineck heiratet.<sup>321</sup>

---

319 Brief von Theodor Gsell, 12. Juli 1848.

320 *Band IV*, S. 536, 20. Sept. 1850.

321 *Band IV*, S. 538, 6. März 1852.

### III Schlussbemerkungen

#### 1. Fazit

In dieser Arbeit kristallisierte ich Susanne Gsell-Schobinger als zentrale Person heraus. Die "Briefe aus Rio, Briefe nach Rio" könnten auch aus einem anderen Blickwinkel heraus angeschaut werden. Sie enthalten beispielsweise Informationen über den Export- und Importhandel, welcher in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht einen Einblick in das Geschäftsleben ausgewanderter Schweizer geben würde. Zudem wäre auch eine eher literarisch ausgerichtete Untersuchung sehr spannend. Diese könnte sich einerseits auf die Sprache beziehen, andererseits auf die ausführlichen Angaben über Büchersendungen, die einen Einblick in die Lesegewohnheiten einer bürgerlichen Familie Mitte des 19. Jahrhunderts gestatten würden. Ausserdem werden bald die Briefe von Theodor Gsell veröffentlicht, die noch einen ganz anderen Bild des Beziehungsgeflechtes zwischen Susanne Gsell-Schobinger und Theodor und zwischen den Brüdern Jacob und Theodor ergeben würden. Dies alles bietet noch sehr viel spannendes Material, das bearbeitet werden könnte.

Ich habe mich für Susanne Gsell-Schobinger als zentrale Person entschieden. Sie sitzt wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes und spinnt in alle Richtungen Fäden. Diese Fäden sind nicht alle gleich lang und gleich dick. Es gibt tragende, sehr feste oder dünne, kürzere oder längere Stränge. Der tragendste Faden, der auf die innigste Beziehung verweist, ist der zu ihrem Sohn Jacob. Dieser Beziehungsfaden ist so stark, dass er auch in Konfliktsituationen nicht reisst. Susanne Gsell-Schobinger spinnt nicht nur einzelne Fäden, sondern verwebt diese auch miteinander oder verknüpft diese in der 'Zentrale'. So erhält sie ein Beziehungsnetz aufrecht und erweitert dieses in verschiedenen Richtungen, je nach Bedarf. Sie benützt ihre Position aber nicht nur, um Beziehungen aufrechtzuerhalten und neu zu knüpfen, sondern sie stellt auch eine bewusst geschaffene Machtposition dar. Sie nutzt diese informelle Macht, um ihre Interessen durchzusetzen. Deutlich zeigt aber der Konflikt in der "Affaire Gustav Gsell", dass ihrer informellen Macht Grenzen gesetzt sind. Diese sind nicht von vornherein klar definiert, sondern zeigen sich erst im Verlauf ihrer Tätigkeiten. Als Frau und Mutter besitzt sie in geschäftlicher Hinsicht keine formelle Macht, ihr steht nur beratende Funktion zu. Sowie es um klare Entscheidungen geht, wird sie ausgeschaltet und die Verhandlungen spielen sich

nur noch unter Männern ab. Sobald Susanne Gsell-Schobinger ihre Niederlage einsieht und keine Möglichkeit mehr besitzt, etwas zu ändern, zieht sie sich selbst auf den Posten der unbeteiligten Zuschauerin zurück. Die Bereiche "Öffentlichkeit" und "Privatheit" werden geschlechtsspezifisch zugewiesen und die involvierten Personen halten sich an die normativen Verhaltensmuster. Susanne Gsell-Schobinger instrumentalisiert alle Personen nach ihren Wünschen. Ihr Bruder Carl Schobinger nimmt eine zentrale Rolle dabei ein. Sie bekräftigt ihren Willen und ihre Wünsche mit der Meinung ihres Bruders, der sich für geschäftliche Angelegenheiten anbietet. Er ist Geschäftsmann und unterhält geschäftliche Beziehungen zu Jacob, was Susanne Gsell-Schobinger nützt, um ihn als glaubwürdige Person darzustellen.

Nicht nur im geschäftlichen, sogenannten öffentlichen Bereich hat die informelle Macht Grenzen. Bei informeller Macht ist man darauf angewiesen, dass eine dritte Person im gewünschten Sinn handelt. So gelingt es Susanne Gsell-Schobinger nicht, den Kontakt zwischen Caroline und Jacob aufrechtzuerhalten. Caroline wird, solange sie als potentielle Schwiegertochter gilt, nur in den dafür positiven Eigenschaften geschildert. Sobald sie die Braut eines anderen ist, ändert sich dies schlagartig. Somit wird auch Caroline instrumentalisiert. Susanne Gsell-Schobinger vermittelt ihrem Sohn, dass er an Caroline nichts verloren hat, da sie ihre Rolle als Hausfrau und Gebärerin nicht im gewünschten Sinne erfüllen kann.

Auch der Versuch, eine Heirat zwischen Louise Fels und Jacob zu arrangieren, misslingt. Susanne Gsell-Schobinger liefert zwar alle Informationen, spricht offen ihre Hoffnungen aus, preist Louise als "Perle" an, die von allen begehrt wird, und verweist Jacob darauf, dass er selbst handeln muss. Da Jacob dies ungenutzt lässt, ergibt sich eine andere Verbindung. Auch die Verbindung zwischen Theodor Gsell und Louise Fels dürfte Susanne Gsell-Schobinger gefallen haben. Louise ist nun ihre Schwiegertochter und Theodor, zu dem sie auch eine enge Bindung hat, kann von ihrer Vermittlerinnentätigkeit profitieren. Die informelle Macht von Susanne Gsell-Schobinger trägt auch bei der Brautsuche Laquais Früchte. Dabei sind verschiedene Personen involviert, die Erkundigungen einholen, um Laquai zu beeinflussen. Wer beispielsweise das Gerücht verbreitet hat, Sabine Gonzenbach wolle nur sein Geld, ist aus den Briefen nicht zu erfahren. Dass auch dabei dritte ihre Finger im Spiel haben, ist anzunehmen. Informelle Macht beschränkt sich keineswegs nur auf Frauen, sie wird in verschiedenen Bereichen auch von Männern genutzt. Diverse Familienmitglieder haben mit Erfolg das Geschäft und ihre Familie miteinander

verbunden. Ihr Interesse, das Riogeschäft nicht aus den Händen ihrer Familie zu geben, haben sie mit der Heirat Laquais mit Marie Schobinger erreicht. Dass hier nur geschäftlich-familiäre Interessen von Bedeutung waren und nicht etwa die persönlichen von Marie Schobinger, zeigt sich daran, dass sie von Anfang an bedauert wird.

Um Jacob wieder nach St.Gallen zurückzuholen, instrumentalisiert Susanne Gsell-Schobinger neben Louise Fels auch Billwiller. Dieser steht ihren Plänen im Wege. Dass auch hier ihre informelle Macht nur erfolgreich enden kann, wenn Jacob, der die formelle Macht besitzt, handelt und sich gegen Billwiller stellt, wird ersichtlich. Sie bindet Jacob aber auch mit all ihren Heimatvermittlungen an St.Gallen und an die Schweiz. Dies gelingt ihr besonders gut bei der Berichterstattung in Form von 'Klatsch', denn Jacob nimmt alle Informationen entgegen und bittet um Fortsetzung. Bei ihrem Sohn Caspar gelingt es ihr nicht. Sie versucht zwar auch dort einen Briefkontakt aufrechtzuerhalten, doch Caspar erwidert diesen nicht in dem Masse, wie sich das seine Mutter wünscht. Sie kann ihn auch durch mehrmaliges Auffordern nicht dazu bewegen, seine Familie in St.Gallen zu besuchen.

Susanne Högger übernimmt ebenfalls einen Teil der Beziehungspflege. Sie übernimmt den Briefkontakt zu Jacob in der Zeit, in der Susanne Gsell-Schobinger krank ist und nicht selbst schreiben kann. Susanne Högger wird von Jacob als Informandin und Gehilfin bei finanziellen Angelegenheiten eingespannt. Dass die Familie Gsell-Schobinger finanziell nicht auf Rosen gebettet ist, gibt auch Susanne Gsell-Schobinger preis. Aber über die Beziehung zu ihrem Ehemann erfährt man nur wenig und immer positives. Das Verhältnis zwischen den Eheleuten muss reinen Spekulationen überlassen werden. Was jedoch deutlich zum Ausdruck kommt ist, dass Susanne Gsell-Schobinger absolut kein Interesse hat, sich in irgendeiner Art negativ über ihren Mann zu äussern.

Sie gibt Klavier- und Sprachstunden, und es ist anzunehmen, dass sie diese nicht nur aus rein ökonomischen Gründen erteilt, sondern auch aus sozialen Gründen. Dies dürfte eine ihrer Informationsquellen gewesen sein.

## **2. Schlusswort**

Zum Schluss noch ein paar persönliche Überlegungen. Während diesem halben Jahr der Lizentiatsarbeit bemerkten wir vier Frauen (Lizgruppe) immer wieder,



dass es banal sei, was wir schreiben. Als die erste Reaktion von einer aussenstehenden Person auf das Kapitel "Heimat" der Kommentar war: "Das ist ja banal!", begann ich genauer darüber nachzudenken. Mir wurde zwar versichert, dass es nicht negativ gemeint sei, doch erwartet wurde etwas Aussergewöhnlicheres. Daraufhin habe ich mich gefragt, was von einer historischen Arbeit erwartet wird und woran die Banalität festzumachen sei. Ein immer noch verbreitetes Geschichtsverständnis wird deutlich. Geschichte handelt entweder von den 'grossen Ereignissen', Kriegen, Politik, Wirtschaft, Macht oder aber von ganz aussergewöhnlichen Menschen, die etwas 'Grosses' geleistet haben, oder durch spektakuläre Taten aufgefallen sind. Alltagsgeschichte beruht auf Gewöhnlichem, Alltäglichem und Banalem. In diesem Sinn ist im Wörterbuch der Soziologie folgendes zu lesen:

"Die Alltagssoziologie öffnet sich den 'nächsten Dingen' der sogenannten 'kleinen Leute', selbst den banal anmutenden Erscheinungen des alltäglichen Zusammenlebens und der Alltagskultur: Traditionen, Sitten und Bräuche, Begrüssungs- und Umgangsformen, alltägliche 'Rollenspiele' und Rituale, Gewohnheiten und Routine, Arbeit, Konsum (z.B. Ess- und Trinkgewohnheiten), Freizeit und Familienleben, kulturelle Selbstverständlichkeiten, Alltagswissen und -bewusstsein u.a.m.." <sup>322</sup>

Diese Beschreibung verdeutlicht, dass sich die Alltagsgeschichte auf das Gebiet der Banalitäten stützt. Mit diesen Banalitäten schlagen wir uns die ganze Zeit herum, sie sind unser eigener Alltag. Wir vergleichen uns mit den Personen aus dem 19. Jahrhundert, unsere Handlungen, unser Selbstverständnis, unsere Ideologie. Wir distanzieren uns von Dingen, die wir heute anders erleben und leben. Gerade dadurch, dass in der mitteleuropäischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert eine Verbürgerlichung stattgefunden hat und unsere heutige Gesellschaft das Produkt daraus ist, sind wir mit der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts immer noch stark verbunden. Vieles existiert in gleicher oder ähnlicher Form noch heute, zum Teil so eingepägt, dass wir auch mit gutem Willen nicht davon loskommen. Gerade die Idee der Geschlechtscharaktere von Frauen und Männern ist heute so stark verfestigt, dass sie kaum zu durchbrechen ist. Genau dasselbe lässt sich bei der Heimatideologie feststellen. Heute würden viele die Heimat ähnlich beschreiben, wie anfangs des 19. Jahrhunderts. Dieser Begriff wird aber auch sehr kritisch unter die Lupe genommen. Heimat hat seinen ausschliesslich positiven Charakter verloren und wird in einer Zeit, in der

---

322 Wörterbuch der Soziologie, S. 18.

ein verstärktes Nationalbewusstsein wieder aufflammt, in Frage gestellt. Viele distanzieren sich von einer Heimat, die sich abgrenzt und abschottet und die Grenzen 'dicht' macht. Von einer Heimat, die grosse Gewinne im Waffengeschäft macht, die ausländische Menschen einem menschenverachtenden Gesetz unterstellt, die flüchtende Frauen und Männer ins Gefängnis steckt und ausschafft oder mit Polizeigewalt Subkulturen zerstört. Die Heimat bietet keinen sicheren Raum, weder für Menschen, die sie als ihre Heimat bezeichnen, noch für Menschen die sie als Fremde erleben oder in ihr eine neue Heimat suchen. Heimat grenzt aus.

Neben all diesen negativen Eigenschaften, die heute im Begriff Heimat eingeschlossen sind, existiert für viele Menschen trotzdem eine tiefe Verwurzelung und eine starke Verbundenheit zur Heimat. So sind wir alle stark von dieser geprägt, haben Normen verinnerlicht und tragen diese weiter. Zudem ist auch heute noch die Heimat mit den Menschen verbunden, die dort leben. Heimat ist dort, wo ein soziales Netz besteht, wo man die Sitten und Bräuche kennt, die Sprache, die geltenden Normen, die Menschen, wo Vertrautheit herrscht.

Die bürgerlichen Normen, die im 19. Jahrhundert verinnerlicht wurden, tragen heute ihre Früchte. So hat sich ein Bild von Weiblichkeit und Männlichkeit festgesetzt, welches den Eindruck erweckt, dass es schon immer so gewesen sei. Sogenannt typisch weibliche oder männliche Eigenschaften bilden eine gesellschaftliche Grundlage. Frauen seien gefühlvoll, sensibel, schwach, häuslich und zurückgezogen in der Familie. Männer dagegen stark, offen, kämpferisch, hart, politisch und mutig. Auch die Vorstellung, dass Frauen "das Harte und Schrofte" an den Männern ausbügeln müssen, ist keineswegs nur eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts. So waren die Argumente für die Koedukation in der Schweiz, Mitte des 20. Jahrhunderts, vielfach geprägt durch die Annahme, dass der Einfluss der Mädchen auf die Knaben förderlich sei für deren Benehmen. Dass die Mädchen unter dem Benehmen der Knaben leiden würden, wurde als Argument nicht ernst genommen. Genau die gleiche Begründung wurde bei der Aufnahme der Frauen in den regulären Militärdienst angeführt. Dabei wird hervorgehoben, dass sich Männer in Frauengesellschaft anders und anständiger verhalten als unter Männern. Der Anspruch, dass die Frauen die Männer gesellschaftsfähig machen sollen, bestand nicht nur in der Mitte des 19. Jahrhunderts, sondern hat sich gehalten, wenn nicht sogar verstärkt, bis in unsere Zeit.

Auch die Beziehungspflege ist heute noch ein Bereich , für den Frauen zuständig sind. Dies sowohl in einem familiären, als auch ausserfamiliären Rahmen. Doch hat sich gerade im familiären Bereich in den letzten Jahren gezeigt, dass Frauen nicht mehr jedes Opfer bringen, um den Familienverband zusammenzuhalten. Sie können ihre eigene Existenz aufbauen, leben als alleinerziehende Mütter (was nicht heisst, dass dies heute einfach ist) und verrichten die Erziehungsaufgaben lieber bei den Kindern, als bei den erwachsenen Männern. Trotzdem gilt immer noch die Norm der Kleinfamilie, der Vater-Mutter-Kinderfamilie. Sie wird hochstilisiert, obwohl für einen grossen Teil der Menschen diese Norm nichts mit der Realität zu tun hat. Erst langsam finden andere Formen des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft Akzeptanz und werden auch rechtlich anerkannt. Das Konkubinat, sehr nahe an der traditionellen Familienform, Wohngemeinschaften – gemischtgeschlechtliche, nur Frauen, nur Männer, mit oder ohne Kinder – sind nicht nur eine Zweckgemeinschaft während Ausbildungszeiten, sondern bilden für viele eine gewünschte Wohn- und Lebensform.

## IV Anhang

### Bibliographie

#### Quellen

Jacob Laurenz Gsell:

"Briefe aus Rio – Briefe nach Rio", Renate Altwegg-Im Hof und Daniela Schlettwein-Gsell, Basel 1992.

– Band I, 1836–1842, S. 1–129.

– Band II, 1836–1842, S. 130–281.

– Band III, 1842–1845, S. 282–428.

– Band IV, 1846–1850, S. 429–543.

Jacob Laurenz Gsell:

"Briefe nach Rio", nachträglich aufgefunden, Renate Altwegg-Im Hof und Daniela Schlettwein-Gsell, Basel 1994.

– Band V, 1836–1850, S. 1–87.

Briefe von Theodor Gsell, unveröffentlicht, im Besitz von Renate Altwegg-Im Hof.

– Paris, 24. Feb. 1848.

– St.Gallen, 21. April 1848.

– St.Gallen, 12. Juli 1848.

– St.Gallen, 14. Sept. 1848.

#### Bildnachweis

– Titelbild: Susanne Gsell-Schobinger, gezeichnet von Caspar Gsell 1832, Band III.

– Titelbild: Jacob Laurenz Gsell, vor seiner Reise nach Rio, gezeichnet von Caspar Gsell, Band I, Titelbild.

– S. 14: Rio de Janeiro. Band IV, Titelbild.

– S. 30: Familie Gsell-Schobinger. Band I, S. 34.

– S. 36: Abbildung des Originalbriefes von Caroline Schobinger. Band V, S. 82.

– S. 44: Rio de Janeiro. Band IV, S. 456.

#### Nachschlagewerke

Brockhaus Enzyklopädie, Band 1, Mannheim 1986.

Duden, Das Grosse Fremdwörterbuch: Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, Mannheim/Leipzig/Wien/ Zürich 1994.

Wörterbuch der Soziologie, Hg. Hillmann Karl-Heinz, Stuttgart 1994.

### Literatur

- Alder Barbara, Religion als Orientierungsmöglichkeit: Untersuchung an zwei Selbstzeugnissen pietistischer Frauen aus der Zeit zwischen 1780–1850, Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Basel, Basel 1995.
- Alheit Peter, Fischer-Rosenthal Wolfram, Hoering Erika M., Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der deutschen Soziologie, Werkstattbericht des Forschungsschwerpunkts "Arbeit und Bildung", Band 13, Bremen 1990.
- Becker-Cantarino Barbara, Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur und Literatur des 18. Jahrhunderts, in: Frauen–Literatur–Geschichte: schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Hg. Gnüg Hiltrud, Möhrmann Renate, Stuttgart 1985, S. 83–103.
- Bock Gisela, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft: Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft, Band 14, Göttingen 1988, S. 364–391.
- Borscheid Peter, Geld und Liebe. Zu den Auswirkungen des Romantischen auf die Partnerwahl im 19. Jahrhundert, in: Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit, Hg. Borscheid Peter, Teuteberg Hans J., Münster 1983, S. 112–134.
- Buchmann Kurt, Sankt Gallen als helfende Vaterstadt. Die bürgerlichen Wohlfahrtseinrichtungen und ihre Geschichte, St.Gallen 1945.
- Burghartz Susanna, Frauen–Politik–Weiberregiment. Schlagworte zur Bewältigung der politischen Krise von 1691 in Basel, in: Frauen in der Stadt, Hg. Head-König Anne-Lise, Tanner Albert, Zürich 1993, S. 113–134.
- Davis Natalie Zemon, Gesellschaft und Geschlechter. Vorschläge für eine neue Frauengeschichte, in: Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit: Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers, Berlin 1986, S. 117–132.
- Davis Natalie Zemon, Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre, Frankfurt 1989.
- Diekwisch Heike et al., Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Hg. Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994.

- Döcker Ulrike, Zur Konstruktion des 'bürgerlichen Menschen'. Verhaltensideale und Lebenspraxis im Prozess der 'Verbürgerlichung', in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 1. Jahrgang Heft 3/1990, S. 7–47.
- Duden Barbara, Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Kursbuch 47, Frauen, Berlin 1977.
- Ebrecht Angelika, Brieftheorie des 18. Jahrhunderts: Texte, Kommentare, Essays, Stuttgart 1990.
- Ehrenzeller Ernst, Geschichte der Stadt St.Gallen, St.Gallen 1988.
- Frevert Ute, Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Bürgerinnen und Bürger: Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Hg. Frevert Ute, Göttingen 1988, S. 17–48.
- Frevert Ute, Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt 1989.
- Geertz Clifford, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1987.
- Gestrich Andreas, Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung, in: Biographie – sozialgeschichtlich: 7 Beiträge, Hg. Gestrich Andreas, Göttingen 1988, S. 5–28.
- Ginzburg Carlo, Poni Carlo, Was ist Mikrogeschichte?, in: Geschichtswerkstatt No. 6, Mai 1985, S. 48–52.
- Ginzburg Carlo, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiss, in: Historische Anthropologie: Kultur, Gesellschaft, Alltag, Jahrgang 1 Heft 2, Köln 1993, S. 169–192.
- Görner Rüdiger, Heimat im Wort: die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert, München 1992.
- Gsell-Dietschi Otto, Zur Geschichte von St.Galler Familien Gsell, Baerlocher, Naeff, Lutz, Basel 1984.
- Habermas Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt 1991.
- Hasler Eveline, Ibicaba: das Paradies in den Köpfen: Roman, Zürich 1985.
- Hausen Karin, Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen, Hg. Conze Werner, Stuttgart 1976, S. 363–393.
- Hausen Karin, Frauen suchen ihre Geschichte: historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1983.

- Hausen Karin, "... eine Ulme für das schwanke Efeu". Ehepaare im Bildungsbürgertum. Ideale und Wirklichkeit im späten 18. und 19. Jahrhundert, in: Bürgerinnen und Bürger: Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Hg. Frevert Ute, Göttingen 1988, S. 85–117.
- Hausen Karin, Öffentlichkeit und Privatheit. Gesellschaftspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: Frauengeschichte–Geschlechtergeschichte, Hg. Hausen Karin, Wunder Heide, Frankfurt/New York 1992, S. 81–88.
- Hey Barbara, Die Entwicklung des gender-Konzepts vor dem Hintergrund poststrukturalistischen Denkens, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft Nr. 1/94, S. 7–27.
- Huggenberg Frieda Maria, Eine tapfere Schweizerin: Katharina Kaufmann 1790–1876, 'Gute Schriften; 75', Basel 1951.
- Jäckel Günter, Das Volk braucht Licht: Frauen zur Zeit des Aufbruchs 1790–1848 in ihren Briefen, Darmstadt/Zürich 1970.
- Joris Elisabeth, Witzig Heidi, Frauengeschichte(n): Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, Zürich 1986.
- Joris Elisabeth, Witzig Heidi, Konstituierung einer spezifischen Frauen–Öffentlichkeit zwischen Familie und Männer–Öffentlichkeit im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, in: Frauen und Öffentlichkeit. Beiträge der 6. Schweizerischen Historikerinnentagung, Hg. Othenin-Girard Mireille, Gossenreiter Anna, Trautweiler Sabine, Zürich 1991, S. 143–160.
- Joris Elisabeth, Witzig Heidi, Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940), Zürich 1992.
- Kocka Jürgen, Familie, Unternehmer und Kapitalismus. An Beispielen aus der frühen deutschen Industrialisierung, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Hg. Treue Wilhelm, Phol Hans, 24. Jahrgang – Heft 3/1979, S. 99–135.
- Kocka Jürgen, Bürgertum im 19. Jahrhundert: Deutschland im europäischen Vergleich, 3 Bde., München 1988.
- Kohli Martin, Robert Günther, Biographie und soziale Wirklichkeit: neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart 1984.
- Kreis Georg, Der Weg zur Gegenwart. Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, Basel 1986.
- Laschke Jutta Juliane, Wir sind eigentlich, wie wir sein möchten, und nicht wie wir sind. Zum dialogischen Charakter von Frauenbriefen Anfang des 19. Jahrhunderts, gezeigt an den Briefen von Rahel Varnhagen und Fanny Mendelssohn, Frankfurt 1988.

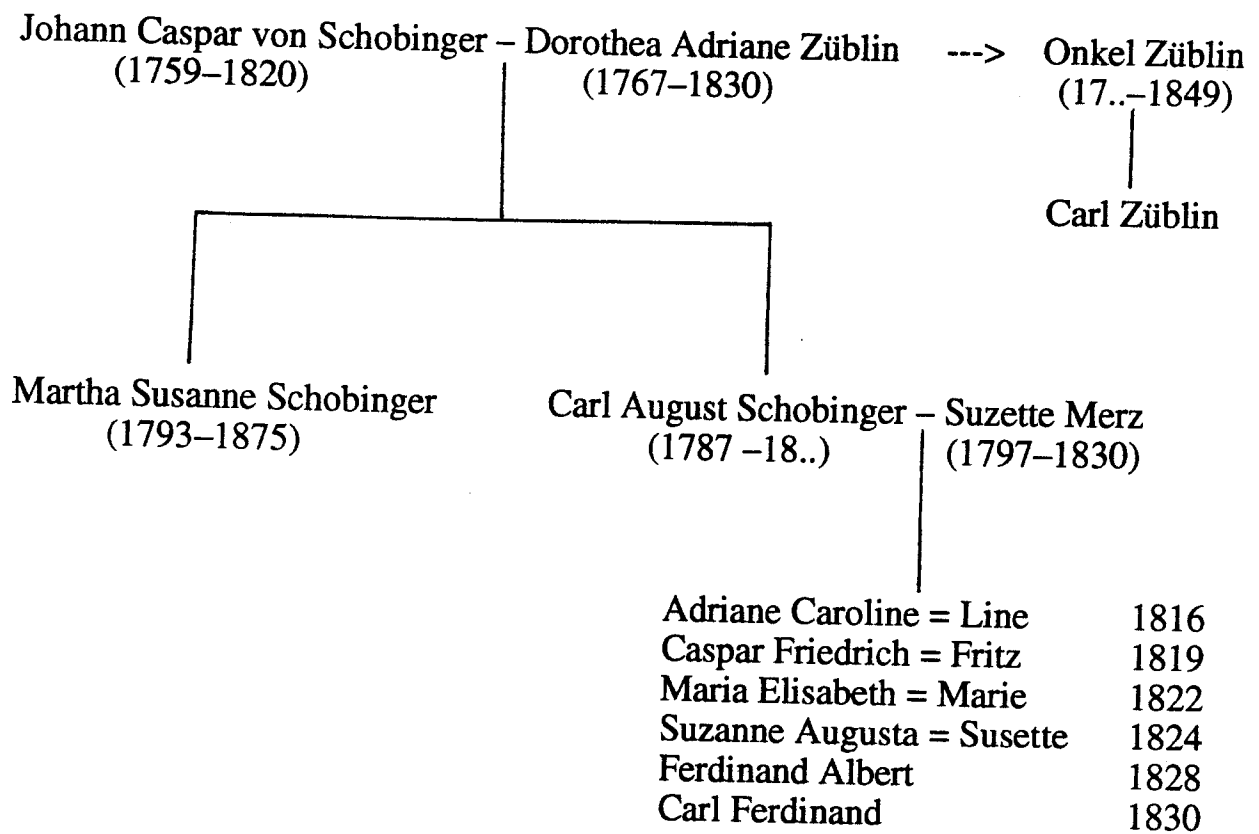


- Lipp Carola, Krieg und Revolution. Geschlechterbeziehung und Nationalismus in der Revolution 1848/1849, in: Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49, Hg. Lipp Carola, Bühl-Moos 1986, S. 353–384.
- Lipp Carola, Das Private im Öffentlichen. Geschlechterbeziehung im symbolischen Diskurs der Revolution 1848/49, in: Frauengeschichte–Geschlechtergeschichte, Hg: Hausen Karin, Wunder Heide, Frankfurt/New York 1992, S. 99–116.
- Medick Hans, Sebean David, Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: Emotionen und materielle Interessen: sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Hg. Medick Hans, Sebean David, Göttingen 1984, S. 27–54.
- Medick Hans, Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Hg. Berliner Geschichtswerkstatt, [Red. Heike Diekwisch et al.], Münster 1994, S. 94–109.
- Mesmer Beatrix, Geschichte der Schweiz und der Schweizer, 3 Bde., Basel 1983.
- Mesmer Beatrix, Ausgeklammert Eingeklammert. Frauen und
- Rosenbaum Heidi, Formen der Familie: Untersuchung zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt 1982.
- Rosenthal Gabriele, Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität. Methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte, in: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Hg. Berliner Geschichtswerkstatt, [Red. Heike Diekwisch et al.], Münster 1994, S. 110–138.
- Runge Anita, Steinbrügge Lieselotte, Die Frau im Dialog: Studien zu Theorie und Geschichte des Briefes, Stuttgart 1991.
- Pateman Carole, Feminist Critiques of the Public/Private Dichotomy, in: Feminism and Equality, Hg. Phillips Anne, Oxford 1987, S. 103–126.
- Pomata Gianna, Eine Frage der Grenzziehung – Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: Feministische Studien 2/2 1983, S. 1–71.
- dos Santos Silva Marinete, Die Prostitution in Rio de Janeiro im 19. Jahrhundert, in: Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive: Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung, Hg. Becher Ursula A.J., Rösen Jörn, Frankfurt 1988, S. 292–305.
- Schaffer Fritz, Abriss der Schweizer Geschichte, Frauenfeld 1985.
- Schlegel Alfred, Schulgeschichte der Stadt Sankt Gallen, St.Gallen 1959.
- Schnegg Brigitte, Soireen, Salons, Sozietäten. Geschlechtsspezifische Aspekte des Wandels städtischer Öffentlichkeit im Ancien régime am Beispiel Berns, in: Frauen in der Stadt, Hg. Head-König Anne-Lise, Tanner Albert, Zürich 1993, S. 163–183.
- Schütze Yvonne, Mutterliebe–Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts, in: Bürgerinnen und Bürger: Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Hg. Frevert Ute, Göttingen 1988, S. 118–133.

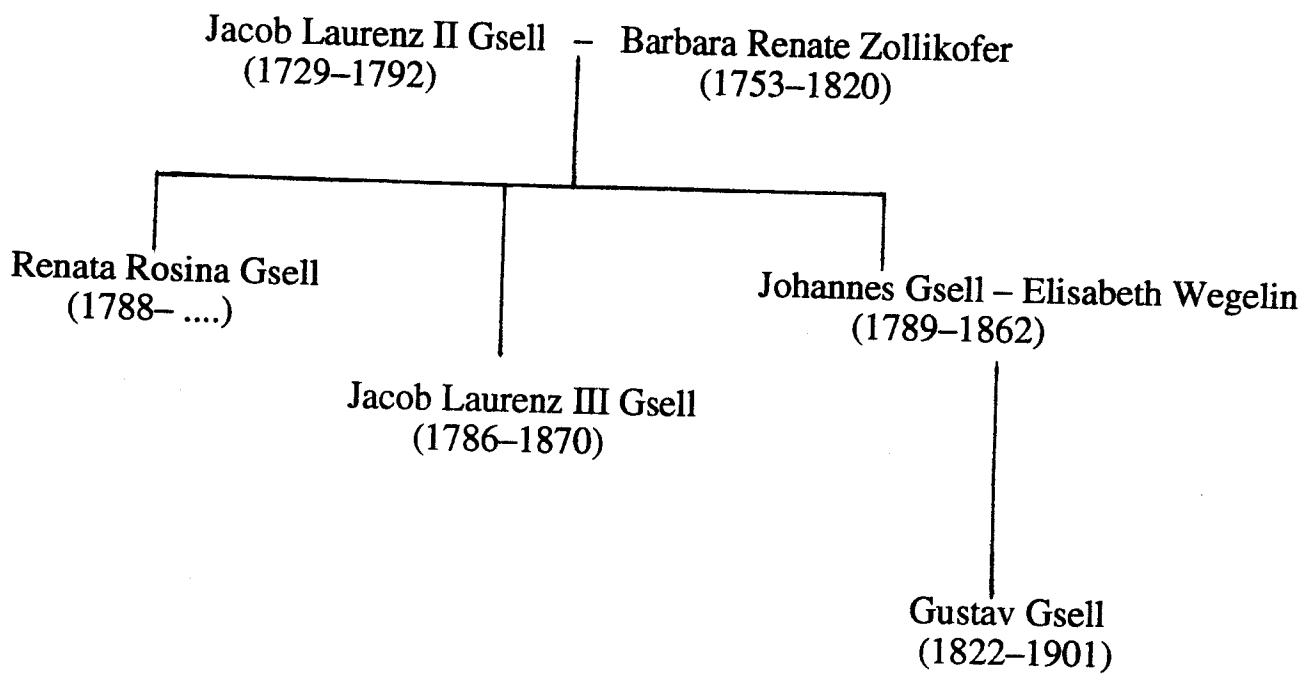
- Voges Wolfgang, Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, in:  
Biographie & Gesellschaft, Hg. Fuchs Werner, Kohli Martin, Schütze Fritz,  
Band 1, Leverkusen 1987.
- Voirol Jeannette, "Ich gebe mich hier ganz, wie ich bin ...": Inszenierungen einer  
Touristin im Reisebericht der Emma Siegmund 1837, Unveröffentlichte  
Lizentiatsarbeit der Universität Basel, Basel 1995.
- Ziegler Béatrice, Schweizerische Kolonisten und die liberale  
Entwicklungsideologie in Brasilien im 19. Jahrhundert, in: Dritte Welt:  
Historische Prägung und politische Herausforderung, Hg. Hablützel Peter et  
al., Wiesbaden 1983, S. 173–194.
- Ziegler Béatrice, Schweizer statt Sklaven. Schweizerische Auswanderer in den  
Kaffee-Plantagen von Sao Paulo (1852–1866), Stuttgart 1985.
- Ziegler Béatrice, Schweizerinnen wandern aus, in: Schweizerische Zeitschrift für  
Geschichte, Vol. 44, Nr. 2 1994, S. 120–143.
- Ziegler-Witschi Béatrice, Schweizerische Kaufleute in Brasilien im 19.  
Jahrhundert, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und  
Gesellschaft Lateinamerikas, Hg. Kahle Günter et al., Band 25, Köln/Wien  
1988, 141–167.

# Stammbaum

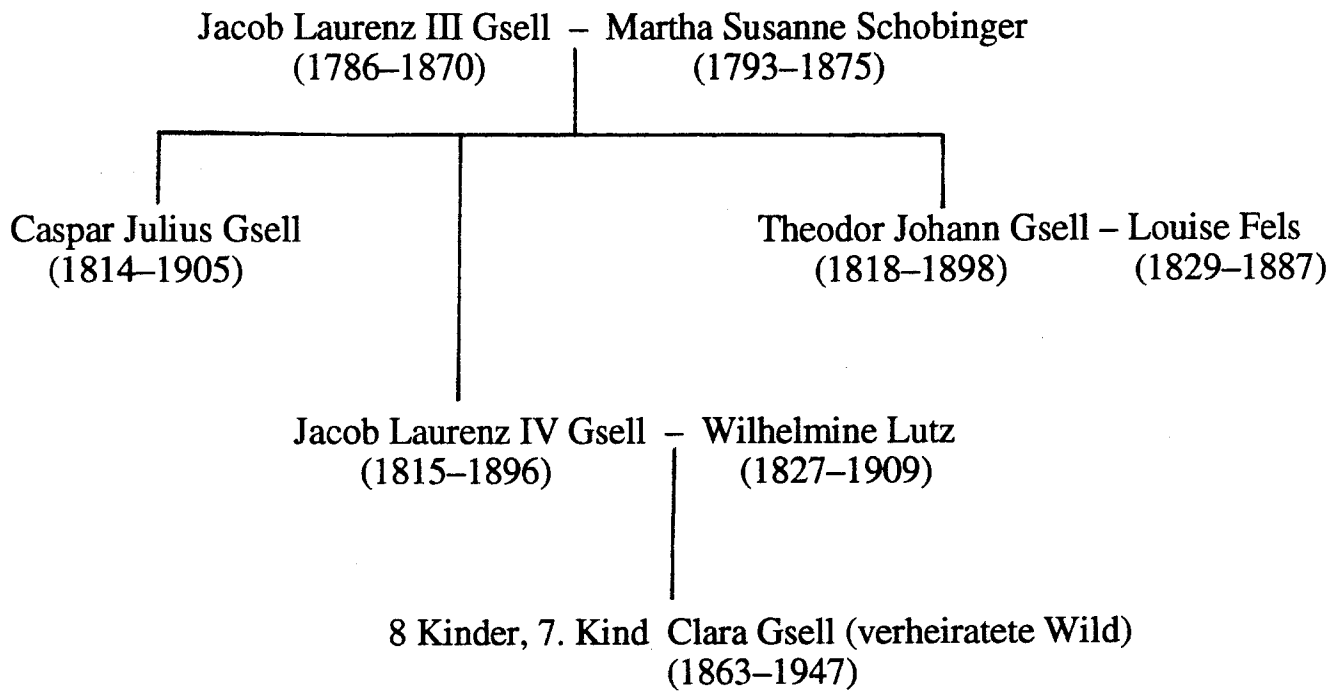
## Schobinger



**Gsell**



## Gsell-Schobinger











schreiben, allem was mir dabei etwas unheimlich zu Mutte, da du deine  
Zurückhaltung so weit hinaus geschoben hast, dann solche allerbildhafte & jähige  
Dinge sind aber nicht leicht so mir nichts dir nichts fast gefallen; du  
habst mir bei jeder auf keinen gescheiterten Habanbruches gestaut, doch  
sind wir beständig in Sorge ob nicht von Ost od. West einer hergeblasen kömme,  
in den andern auf der Höhe und der Gant stehen! Wenn ich die Eltern,  
mögen sollte so würde ich mich so unzufallen: Auf einer solchen Gesellschaft  
kriegt sich ein ganzes Stückchen mit ungeschickter Gesellschaften, die durch ein  
sehr unklare blaue Augen gleich auf alle Augen - Ihr Gangesman  
in Ihre Aufmerksamkeit ist durchsichtiger ungeschickter und zu sein. Der  
Charakter ist fast u. klar, aber nicht der inneren Zugangste.

Ich stelle dir die so flüchtige Bildungen, die durch die Augen, durch  
die jetzt durch für meine die Gänge ungeschickter ungeschickter  
und suchen müssen, die Zeit nicht so zu lassen ob die so immer die od. ein  
a la bestimmt haben. Doch ja, ja, ja! du wirst ja auch nicht  
mit der Eitelkeit der Gänge nicht so ungeschickter, besonde  
wir! Sie ist fast immer in demselben Gange und  
so ist gar lieb von dir, das die ich nun endlich so schön ungeschickter, die so  
sich ein Abenteuer diktieren ungeschickter od. ungeschickter, so sollte ich dir, was  
mich immer diesen Gedanken sein da ich ungeschickter, bei der Länge der Dinge  
aber, mich in so sehr ungeschickter sein sollte die so ungeschickter  
sollten werden. — Mamma hat die alle ungeschickter ungeschickter  
wahr in so sehr ungeschickter ungeschickter Grund ungeschickter sein, so ungeschickter  
die so ungeschickter wahr die allgemeine Gänge ungeschickter sein ungeschickter und  
die so ungeschickter sein. — Dann mir aus so sehr ungeschickter sein ungeschickter  
Freude ablassen. — Mein nächster Gang wird die so ungeschickter in  
Vorberathung in ungeschickter, in die so ungeschickter sein über dem ungeschickter Liebe  
so gut sich so ungeschickter mit so ungeschickter sein, in so ungeschickter so ungeschickter sein.  
wahr ungeschickter in meine Gänge ungeschickter sein. Unter dessen bleibe ich in Liebe, mit  
Doch u. so ungeschickter  
deine geborene Die - Mutter J. H.





*Mr. W. Schiller & Co. Bern*

*PS*

*Mrs. G. Schobinger  
im Scherrenstr. Bern*



*S. Gall  
Genève*

